

**Tagebuch
von
Charlotte Jacquemart
aus Bangladesh**



Charlotte Jacquemart war eine der vier JournalistInnen, die im November / Dezember 2003 als Stagiaires auf Redaktionen in Entwicklungsländern arbeiteten. Alle schrieben ein Tagebuch über ihre Arbeit und ihren Alltag. Die per E-Mail übermittelten Bilder und Berichte wurden auf der Website des MAZ, der Schweizer Journalistenschule, regelmässig aktualisiert und veröffentlicht (www.maz.ch).

Das Programm "Medien-Stages in den Ländern des Südens" wird vom MAZ und der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) organisiert.

Charlotte Jacquemart arbeitet auf der Redaktion der Zeitung "Daily Star" in Dhaka, Bangladesh. In der Schweiz ist sie Redaktorin bei der Handelszeitung.

Wenn der eigene Mut schwindet

Flug EK 92 von Zürich nach Dubai. "Bangladesh?" schreit meine Nachbarin auf. "A very depressed country" kommentiert sie. Was ich denn in Dhaka suchen würde, will die Phillipinin wissen, die seit 15 Jahren in Basel wohnt. Und ob ich genügend Filter und Kohlentabletten bei mir hätte. Ich verneine. Das Wasser müsste ich zweimal kochen, und selbst filtern. Ich stell mir das schwierig vor: Ich hab ein Zimmer in einem kleinen Guesthouse reserviert, das Ambrosia Guesthouse in Dhanmondi, in der Hoffnung, dort auch was zu essen und zu trinken zu bekommen. Trotz Ramadan: Die meisten Bengalen essen und trinken nur zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang. Meine Nachbarin macht mir weiter Mut. Ob ich Jewellery mitgebracht hätte, will sie wissen, mit Blick auf meinen Ring. Den würde sie ausziehen, denn für ein Schmuckstück würden die Bettler meinen Finger abschneiden. Meine Zuversicht in mein MAZ-Projekt sinkt auf den Nullpunkt. Zum Glück landen wir in Dubai. Mein nachbarliches Orakel steigt um nach Manila, ich nach Dhaka.

Meine Hoffnung, auf dem Flug nach Dhaka jemanden neben mir zu haben, der mein Selbstvertrauen wieder herstellt, wird enttäuscht. Ein Blick in den Warteraum auf Flug EK 569 lässt mich zögern: ich sehe nur Männer, schwarze Gesichter, alle starren mich an. Ich zieh mich zurück, mach nochmals eine Runde durch die luxuriösen Läden des Flughafens Dubais, wo es alles zu kaufen gibt, was unter diesem Himmel je erschaffen wurde, hol tief Luft und kehre zurück zum Warteraum. Mit dem Schritt ins Flugzeug nach Dhaka trete ich in diese andere Welt ein, jene, die mich vielleicht einen Finger kosten wird, wenn es nach dem Orakel von Manila geht.

Am Zoll in Dhaka haben die Beamten trotz meines Visums keine Freude an mir. Journalistin? Da reicht ein Beamter nicht, es braucht vier, sie diskutieren, ich versteh kein Wort. Daily Star? Ein fünfter wird beigezogen. Ich lächle sie freundlich an, lasse Wörter fallen wie Swiss Government, Swiss Development Corporation. Einer fragt mich, ob ich Französisch sprechen würde. Mais oui. Er lacht, seinem Mund entweichen einige französisch angehauchte Vokabeln, ich mach ihm ein Kompliment, und siehe da: Der Sesam öffnet sich. Ich passiere den Zoll, als letzte Passagierin zwar, doch Zeit spielt für mich heute keine Rolle.

Auf die einzige Person, die ich – zumindest virtuell – kenne, ist Verlass. Monjuree, die ich übers Internet kennen gelernt habe, holt mich ab, steht mit einem grossen Zettel vor dem Eingang des internationalen Terminals. Inmitten hunderter von Leuten, die am trennenden Gitter kleben wie Äffchen. Hunderte von Menschen, die helfen wollen, egal was, um einige Takas zu verdienen. Wär Monjuree nicht hier gewesen, ich wär umgekehrt. Keine Chance hier alleine weiter zu kommen. Ein junger Mann stürzt sich auf mein Gepäck, will es zum Wagen tragen. Ich gäbe ihm gerne einen Dollar, doch Monjurre hält mich zurück. "Too much", sagt sie. Zehn Takas reichen. Das sind rund 30 Rappen. Der Träger reklamiert, ich könne mehr bezahlen. Unrecht hat er wohl nicht.

Auf der Fahrt in die Stadt ist es so, wie mir meine Vorgängerin erzählt hat: überfüllte Strassen, Rikschas, Autos, Lastwagen, dreirädrige Babytaxis, alle Vehikel oft bis zur Unkenntlichkeit verbeult. Und überall dazwischen Bettler, Arbeiter, Krüppel. Wie der Verkehr überhaupt fliessen kann, ist ein Rätsel. Eigentlich fliesst er auch nicht, meist sind alle Fahrzeuge nur Stehzeuge. Das ist nicht nur schlecht, so haben die Bettler, vor allem die Krüppel unter ihnen, eine Chance zu entkommen.

Das Leben auf den Gleisen

Dhaka ist ein riesiger Moloch, 13 Millionen Leute, täglich werden es mehr. Vor wenigen Jahren waren es noch halb soviel. Viele Menschen werden vom Land herein getrieben, weil der Monsun ihnen alles weggeschwemmt hat, was sie besaßen. So geht es jährlich Zehntausenden von Bengalen. Der Regen kommt, bringt Zerstörung, die Betroffenen fliehen pennyles nach Dhaka. Dort lassen sich viele an den Bahngleisen nieder. Am zweiten Tag nach meiner Ankunft bringt mich Pinaki, ein Journalist des Daily Star, zu den Gleisen. Sie liegen unmittelbar hinter der Redaktion der Zeitung, zwischen den intellektuellen Berichterstatern der Redaktion des unabhängigen Daily Star und der bittersten Armut liegt nur ein Bazar. Geteert sind die Strassen hier nicht mehr, die Händler und Handwerker reihen sich aneinander, gehandelt wird alles, in grossen Töpfen gekocht und frittiert. Zu essen gäbe es genug, Bangladesh ist reich an Gemüse, Früchten, Getreide, Reis, Fisch und Fleisch. Doch die Verteilung ist ein Problem. Auf einem betonierten Boden ist ein "Badezimmer" eingerichtet. Männer seifen sich ein, spritzen sich gegenseitig ab.

Einige Treppenstufen noch bis wir auf den Gleisen stehen. Links und rechts ein Gewimmel von Obdachlosen, nackten Kinder, alten Frauen und Männern, vielen Behinderte. Es wird gekocht und gegessen. Ein Zug kündet sich an, ich schau Pinaki an, was jetzt? "You will see", meint er, zieht mich zurück. Und tatsächlich: Selbst die Kleinsten weichen von alleine von den Gleisen, der Zug passiert. Mittlerweile sind wir umringt von rund hundert Leuten, die mich anstarren. Fragende Blicke. Die lokale Kleidung, die ich mir am ersten Tag beschafft habe, hilft nicht viel. Die meisten haben noch nie eine weisse Frau gesehen. Pinaki klärt sie auf. Ich lerne Sakhina kennen, sie sieht aus wie 60, vielleicht ist sie auch erst 35. Sie lebt seit ihrer Kindheit hier auf den Gleisen. Hat hier geheiratet, vier Kinder auf die Welt gebracht. Alles auf den Gleisen hinter Kawran Bazar, Dhaka. Sakhina möchte mich einladen, ich schau Pinaki fragend an. Er wendet die Einladung irgendwie von uns ab. Um uns herum stehen immer mehr Leute, die meisten lächeln freundlich. Aber nicht alle. Pinakis Kommentar, nicht alleine hierhin zu kommen, ist überflüssig.

Was denn die Regierung tue, für diese Leute, frag ich ihn auf dem Rückweg. "Sie jagen sie weg, immer wieder." Doch ohne ihnen einen Alternative zu geben. Wie viele Bengalen auf den Gleisen leben, weiss niemand. Sicher aber Hunderttausende, wenn nicht Millionen. Bangladesh selbst hat mittlerweile über 140 Mio. Menschen. 2050 sollen es laut Hochrechnungen 254 Mio. sein. Staatliche Programme von wegen Family planing gibt es zwar, doch die funktionieren nicht, weil sie die Leute nicht erreichen, respektive nicht verstanden würden. Von der chinesischen one child family ist Bangladesh weit entfernt.

Die Lebensgrundlage schwindet

Wieso das so ist, habe ich am Tag zuvor selbst erlebt. Pinaki und der Fotograf Zakir nehmen mich mit auf einen Bootstrip, rund zwei Stunden von Dhaka entfernt. In Manikganj, von wo wir losziehen, ist die Zeit vor rund 200 Jahren stehen geblieben. Doch die Armut hier, eine sehr bescheidene Subsistenzwirtschaft, ist Welten entfernt von jener Dhakas. Für die Menschen in Manikganj scheint das Leben zu stimmen, sie kennen keine anderen Bedürfnisse als die Felder zu bestellen und zu fischen, um sich und ihre Familien zu erhalten. Diese Menschen sind stolz. Ihre Hütten sind sauber, die Umgebung auch. Wir tuckern in einer Barke den Fluss hinunter, Richtung Ganges, der in Bangladesh Padma heisst. Wasser ist in Bangladesh allgegenwärtig, die Leute leben daran und davon. Doch das Leben hier ist in Gefahr: Es werden immer mehr Menschen, das Land wird knapp, die Flüsse leeren sich. Zudem benutzen viele Bauern Kunstdünger, welche die Wasserqualität beeinträchtigen.

Mit uns unterwegs sind zwei Mitarbeiter der World Conservation Union (IUCN). Die Organisation will der Bevölkerung auf dem Lande beibringen, die Landwirtschaft und die Fischerei nachhaltig zu betreiben. Denn ihre Lebensgrundlage ist bedroht.

Die Mitarbeiter der IUCN versuchen die Menschen zu informieren, auszubilden: Sie erklären die Zusammenhänge. Naturdünger anstatt chemische Dünger, die Fische haben Lebenszyklen, diese müssen respektiert werden, wenn sich die Menschen nicht ihrer eigenen Lebensgrundlage berauben wollen. Der Staat unterstützt das Projekt, auch mit Geld. Pro Lebensgemeinschaft ist er willig, bis zu 50000 Takas, knapp 2000 Franken als einmalige Unterstützung zu zahlen, wenn die Gruppe andere Erwerbsmöglichkeiten als Fischen und Bauern entwickelt.

Wer das Leben an den Flüssen gesehen hat, versteht, wie gross die Gegensätze in diesem Lande wirklich sind. Als BMW im letzten Jahr in Dhaka eine Filiale eröffnet hat, setzte man sich das Jahresziel, 43 Wagen zu verkaufen. Nach einem Monat bereits war das Soll erfüllt. Der Graben zwischen einer wachsenden Mittelschicht und den Millionen von Armen wird täglich grösser. Was denn zu tun wäre, frag ich Pinaki. Er antwortet mit einer Gegenfrage: "Bezahlt ihr in der Schweiz den Bauern Subventionen?" Ja, geb ich ehrlich zur Antwort. "Siehst du," meint er. Und schiebt entschuldigend nach, wie aus Angst, mich beleidigt zu haben: "70% der Menschen leben hier von der Landwirtschaft. Wir brauchen die meisten Nahrungsmittel für uns selbst. Viel bliebe für den Export nicht übrig." Sein Vorwurf bleibt dennoch im Raum stehen.

Zu Fuss unterwegs (6. Nov. 2003)

Ich werde dem MAZ vorschlagen, mit den Stagiaires-Kandidaten inskünftig einen Crashtest zu machen, bevor sie nach Dhaka geschickt werden: Wer mit 50 Stundenkilometern auf einen Gegenstand losrasen kann, im letzten Moment ausweichend, dabei nicht die Nerven verliert, ist für Bangladesh gewappnet. Ich wär durchgefallen.

Menschen, alte, junge, behinderte, Autos, Rikschas, Babytaxis, Trucks, die Ameisen suchen sich ihren Weg durch das Gewühl, die VeloRikschas kommen einem oft auf der falschen Fahrbahn entgegen. Dazwischen Lebewesen, deren Wert verschwindet, es gibt sovielen davon. Man nimmt keine einzelnen Lebewesen mehr wahr, sondern nur noch Massen von Körpern.

Heute war ich an meiner ersten Pressekonferenz, on the developing of Floriculture, nicht gerade mein Gebiet, aber fun, sich mal um etwas anderes zu kümmern als Versicherungen, Pensionskassen und Aktienmärkte. Ich lass mich beim Farmgate absetzen, zur Redaktion zurück kommen muss ich alleine. Der Round table ist in Bangla, mein Genuss der Veranstaltung beschränkt sich deshalb auf rund dreissig Minuten, dann schleich ich mich davon. Die Redaktion ist nur etwas mehr als einen Kilometer entfernt. Laufen? Ich spiel mit dem Gedanken, hätte Lust, denn fast noch mehr Angst als vor den vielen Augen, die mich anstarren, hab ich vor dem Verkehr. Ich muss nur die richtige Strasse runter gehen, meine sie ausfindig gemacht zu haben. Allerdings: die Seitenstrasse, in der sich der Daily Star befindet, ist auf der anderen Strassenseite. Wie eine Strasse überqueren? Ich häng mich einer Horde Bengalen an die Fersen, die ihre Hände ausstrecken, wenn Fahrzeuge heran rasen. Die Fahrzeuge respektieren diese Hände meist. Auch diesmal. Was mich aufatmen lässt. Dip, ein Kollege auf der Redaktion, der gerne nach Italien auswandern möchte, erklärt mir später, dass es zwar Verkehrsregeln gäbe, doch niemand respektiere sie. Und für die Polizisten, die an den grossen Kreuzungen rum stehen, mit Schlagstöcken um sich schlagen, ist es überlebenswichtig, dass die Verkehrsregeln nicht eingehalten werden. Ihre Haupteinnahmequelle bestünde darin, sich von den Sündern bestechen zu lassen.

Auf der anderen Seite angelangt, schnauf ich auf: noch eine Überführung rauf, wieder runter und alles gerade aus, bis zur Moschee, die finde ich. Gleich daneben ist der Daily Star. Plötzlich liegt vor mir ein behinderter Bettler, wie ein Käfer, flach auf dem Boden. Die Menschen steigen über ihn hinein. Einige Meter weiter ein Mann am Boden, mit verkrümmten Beinen. Ich flieh weiter, zwischen Strassenmob und Läden, die die Strasse säumen, und welche dicht aneinander gereiht vieles preis geben würden. Doch nach "lädele" ist mir nicht zumute. Ich frag Dip, ob es überhaupt keine Unterstützung gäbe, für Behinderte. Er neigt den Kopf zur Seite, lächelt mich an: "Ein Menschenleben ist nichts wert in diesem Lande. Wenn ich heute umkomme, stehen morgen Hunderte für meinen Job an. Arbeitskraft kostet nichts." Ich bereite mich nervlich auf meine Heimfahrt vor. Überlege mir, ob mich jemand vermissen würde, wenn mich heute Nacht im Babytaxi ein Bengale über den Haufen fährt.

Wenn ein Gehsteig zur Falle wird (8.Nov.)

Freitag ist Feiertag. Erkennbar an den "leeren" Strassen. Die Lautsprecher für die Ramadangebete, die fünfmal am Tag die Strassen auf und ab heulen, zwischen Sonnenauf- und Untergang wecken mich trotz freiem Arbeitstag auf. Ich benutze die Gelegenheit, um zum ersten Mal alleine in meinem Viertel zu Fuss einige Schritte zu gehen, merk mir jede Ecke wo ich abbiege, denn sich zu orientieren ist unmöglich. Die Strassen sind nicht angeschrieben, und wenn irgendwo was steht, ist es in Bangla. Davon kann ich gerade "amid bangla tschanina", was soviel heisst wie ich kann kein Bangla. Der Satz hat sich gelohnt zu pauken: Ich kann keinen Schritt tun, ohne dass nicht ein Rikschafahrer mich begleitet und fragt "country, country?" Bleib ich irgendwo stehen, um ein Foto zu machen, von Baustellen z.B., auf denen alles von Hand gemacht wird, bin ich sofort von dunklen Männern umringt. Frauen sieht man nur selten. Unmittelbar hinter dem Guesthouse weiden drei Rinder. Was sie weiden, bleibt der Tiere Rätsel. Gras ist weit und breit keins zu sehen. Ich weite meinen Spaziergang auf eine nächste Strasse aus, doch nach einer Stunden bin ich durchnässt und erschöpft. Das verfolgt werden ist anstrengend. Immerhin hab ich gemerkt, wieso die meisten Leute auf der Strasse und nicht auf den Gehsteigen laufen. Die Trottoire gleichen Hindernisläufen, sie sind lebensgefährlich, mehr Löcher als Steine, jeder Schritt wird zur Herausforderung. "I hate walking, in Dhaka," hat mir Lotus, der "Bundeshausjournalist" Dhakas am Vorabend erzählt. Seit meinem Spaziergang versteh ich ihn besser. Trotzdem bin ich froh, in einem Viertel zu leben, indem ich zu Fuss einige Schritte gehen kann. Das Viertel um die Redaktion des Daily Star liegt mitten in Kawran Bazaar, einem Riesenghetto und Chaos, am Tag noch erträglich, nachts schlicht unzugänglich. Wenn ich nach Redaktionsschluss, zwischen neun und zehn, jeweils eines der Babytaxis besteige, liegen um mich herum unzählige Menschen auf dem Gehsteig. Sie verbringen ihre Nacht hier. Dhanmondi, wo ich logiere, ist verglichen damit eine Oase der Ruhe.

Keine Hoffnung für Bangladesh?

Monjuree nimmt mich an meinem freien Tag mit zum Shoppen. So lerne ich das erste Kaufhaus der Mittelschicht kennen. Wir stöbern durch die vier Etagen, es ist nicht viel anders wie zuhause im Globus. Nur kriege ich für mein Geld rund 20mal mehr. Als wir in der Dunkelheit zum Auto zurückkehren, steht ein Polizist vor dem Auto. Wir steigen ein, Monjuree ignoriert ihn. Er klopft ans Fenster. "Siehst du," sagt sie, "so geht das bei uns. Er will Geld, für nichts. Bei uns sind nicht nur die Politiker korrupt, sondern alle, bis zum hinterletzten Beamten." Monjuree lässt ihren Fahrer losfahren. Der Polizist schimpft uns nach. Aus diesem Grunde habe das Land keine Zukunft, führt sie weiter aus. "Wir glauben nicht mehr an Veränderungen". Die junge Generation wolle weg, am liebsten nach Amerika. Ich bin erstaunt. "In Bangladesh gibt es kaum Antiamerikanismus, die USA bleiben der Traum für viele," meint sie erklärend. Das gilt auch für Monjuree: Mit ihren 24 Jahren, gut ausgebildet, Eltern aus der oberen Mittelschicht und einem Verlobten, der bereits in Boston lebt, stehen ihre Chancen nicht schlecht.

Keine Zeit zu arbeiten, keine Musse zu schlafen (9. / 10. Nov)

"Hast du gesehen? Unser Artikel ist drin!" begrüsst mich Akbar am Samstagmorgen. Tatsächlich: dreispaltig, leider nicht mit unseren Namen, sondern mit "Staffreporter" übertitelt. Der Daily Star erscheint sieben Mal die Woche, ohne Unterbruch. Es gibt City pages, Business, Sports, National- und Internationales. Seit 1991, heute die führende englisch erscheinende Zeitung in Bangladesh, mit rund 40000 Copies.

Die meisten der Journalisten kommen erst um vier Uhr auf die Redaktion und arbeiten bis spät in die Nacht hinein. Frauen gibt es nur eine im eigentlichen Reporterteam. Als weisse Frau bin ich eine ziemliche Exotin. Meine ersten Tage sind anstrengend: Alle wollen sie mit mir reden, mich einladen, in die "cafeteria", im vierten Stock auf dem Dach, wo eine rudimentäre Küche eingerichtet ist. Kochtöpfe mit heissem Fett neben einem riesigen Notstromagregat. Von den Strassen dröhnt die Huperei auf das Dach herauf. Tausende von Fahrern scheinen auf ihren Hupen zu schlafen. Die Notstromversorgung ist nötig, denn die Stromversorgung lässt die Redaktion oft im Stich. Die PCs haben alle unter dem Tisch zusätzlich eine kleine Notversorgung, die für rund 12 Minuten reicht. Solange, bis der Koloss auf dem Dach in Fahrt ist.

Ich lerne viel in den Gesprächen, höre viel, mache Notizen, habe am Abend ein Kopf wie ein Bienenhaus. Kaum bin ich wieder an meinem Platz - den ich dauern wechseln muss, eher mühsam - kommt der nächste Journi. "Do you take a tea?" Klar doch. Vorläufig lerne ich viel aus den Gesprächen, und da während Ramadan nur wenig los ist, komm ich nicht täglich raus. Die Journalisten sind meine besten Quellen, um Bangladesh verstehen zu lernen. Zudem sind sie alle unheimlich freundlich. Alle wollen sie mit mir gemeinsame Geschichten schreiben. Alleine kann ich nicht viel ausrichten: ohne Bangla zu verstehen, limitiert sich meine Mitarbeit auf jene Gebiete, wo englische Konferenzen abgehalten werden. Auch sind meine Kollegen zuverlässig, wesentlich zuverlässiger als die Römer, mit denen ich drei Jahre lang meine Erfahrungen gemacht habe. Auf Pinaki, Bis, Nafid & Co ist Verlass. Nicht so auf die SDC, die Swiss Development Corporation. Meine Anfragen dort blieben bis jetzt unbeantwortet.

Verwirrend sind die Ideen der Chefs: Chefredaktor Mafuz Anam hätte am liebsten, ich würde nur positive Stories über Bangladesh in der Schweiz produzieren. Es passt ihm nicht, dass die Woz eine Geschichte über Kinderarbeit von mir möchte. Chefreporter Sharier Khan wiederum, dessen mündliches Englisch mir headaches verursacht, fordert mich auf, die Archive des Daily Star zu durchforsten. Dass ich das schon zuhause gemacht habe, interessiert ihn wenig. Wenn ich jeweils um 10 Uhr abends nachhause komme, bin ich meist völlig ausgelaugt.

"Die Moskitos greifen nur abends und morgens an." Und kann trotzdem nicht einschlafen. Vielleicht die Zeitverschiebung, vielleicht das "sportlose", ja bewegungslose Leben, bin ich geneigt zu sagen, das mir sehr fremd ist, vielleicht die Bilder, die einem verfolgen. Gestern hat der Mob in meinem Quartier zwei Motorradfahrer fast gelyncht, ihr Fahrzeug angezündet. Die beiden waren mit eine Knarre durchs Quartier gefahren, auf der Suche nach Beute. Wütende Passanten haben sich auf die beiden gestürzt, sie zu Fall gebracht und beinah totgeprügelt. Auch ist das Dengue Fieber wieder ausgebrochen. Unter anderem in meinem Quartier. Es hat im September noch einmal geregnet, und die Insekten konnten ihre Eier mit Wasser in Verbindung bringen. "Die Moskitos greifen nur abends und morgens an," beruhigt mich Naimul, der Spezialist für Healthcare unter den Journis. Da ich gestern abend gegen eine Mücke im Zimmer gekämpft habe, sind seine Worte nicht wirklich viel comfort. Auch nicht seine Schilderungen der Spitäler. Im Gegenteil: Ich beschliesse meine sauberen Spritzen, welche mir ein Arzt in der Schweiz mitgegeben hat-

te, von morgen an in meine Bürotasche zu stecken. Denn so Naimul:" Hier verwenden sie die Spritzen für mehrere Patienten, es gibt keine Aidstests bei Blutspenden und überhaupt: unsere Gesundheitsversorgung ist eine Katastrophe," schliesst er. Ich würde lügen, wenn ich mich nach solchen Gesprächen jeweils nicht nachhause sehnen würde.

Frische Luft in einer Oase (10. Nov.)

Es wird ein grosser Tag: meine erste Busfahrt. Tawfique nimmt mich mit an eine Pressenkonferenz der linken Agrargewerkschaft. "Do you mind taking a bus?" meint er. Natürlich nicht, obwohl mir beim Gedanken daran irgendwie graut. Auch er muss fragen, welcher Bus wohin fährt. Angeschrieben ist nichts. Es gibt "Ausrufer", die auf dem Trittbrett mitfahren und die Busse anpreisen. In Bangla natürlich. Ich hätte keine Chance alleine. Der Bus ist ein (noch) fahrbarer rostiger Untersatz, vollgestopft mit schwitzenden Menschen, viele schlafend, Tawfique stösst mich hinein. Heraus kommen wird wesentlich schwieriger. Doch irgendwie schaffen wir es. Die Pressekonferenz findet im kommunistischen Hauptquartier statt, in einem Kellergewölbe. Auch diese Welt im Untergrund hätte ich alleine nie gefunden. Selbst Tawfique tut sich schwer. Ein schmaler Pfad zwischen zwei Häuserfronten führt zu einer Treppe, die in die Dunkelheit führt. Dann öffnet sich ein Raum mit Licht: Die Wände sind dekoriert mit Hammern und Sichel, Che Guevarra grinst mich an. Um den Tisch versammelt die Spitze der Gewerkschaft, fünf Journalisten. Thema ist die Hungersnot im Norden des Landes. Die mehreren Tonnen Notreis der Regierung sind zu fast 50% nicht bei den verhungerten Menschen angekommen. Korruption, Missmanagement und schlichter Diebstahl sind die Ursachen. Bevor wir unseren Weg zurück auf die Redaktion erkämpfen, will Tawfique mir noch "seine" Uni zeigen. Via Rikscha und zu Fuss suchen wir den Uni-campus auf. Die Rikscha müssen wir uns erdulden - Tawfique winkt bei vielen ab. Ich frag ihn wieso. "Sie wollen zuviel, weil die Fahrer dich sehen," grinst er mich an. "Und manche machen dreckige Sprüche," ergänzt er mit einem entschuldigenden Blick.

Er ist stolz darauf, an der Dhaka-Universität in die Schule gegangen zu sein. Die Luft, normalerweise ein Gemisch von Abgasen, Fäulegerüchen, Schweiss und Urin, ist unter den Bäumen des Campus wie ausgewechselt. Ich erkenne den Geruch von Früchten, Gewürze und Sträuchern. "That's why I come here", erklärt Tawfique und holt tief Luft. Die Nacht bricht über uns herein, und wie auf einen Schlag sind die Strassen halb leer. Die Menschen sind nachhause gestresst, sie wollen das Fasten brechen, "Iftar" nennen die Bengalen dieses Prozedere. Auch wir setzen uns auf ein Mäuerchen, versorgen uns aus der kleinen Kartonschachtel, die uns die Gewerkschaft für den Iftar mitgegeben hat. Wo immer ich kann, esse ich mit. Nie wissend, wann es das nächste Mal etwas gibt.

Mein erster eigener Artikel

oh und: morgen ist mein erster Artikel - den ersten allein geschriebenen - im Blatt. Bin fast ein wenig stolz... mit dem Daily Star habt ihr wirklich einen wunderbaren Partner gefunden. die Menschen hier sind einfach wunderbar. sie machen so alle Schwierigkeiten im Alltag mehr als wett.

Eine Stadt versinkt im Chaos

Grad bin ich wieder eine Stunde lang im Verkehr gestanden. Das im Verkehr stehen ginge ja noch - Klammerbemerkung: auch wenn es heiss ist und nicht alle Taxifahrer die Airconditioning laufen lassen, was mir auch lieber ist, denn der dauernde Wechsel von schweisstreibendem Wetter und Gebläse, Ventilatoren inklusive, machen einem im wahrsten Sinne des Wortes krank. Mein Medivorrat schrumpft. - Was mir viel mehr zusetzt, und ungerechtfertigterweise auch auf die Nerven geht, sind die Bettler, die beim Warten ständig an die Autofenster klopfen. Geb ich allen etwas, bin ich in einer Woche pleite. Geb ich niemandem etwas, hab ich ein schlechtes Gewissen. Vor allem die Behinderten, die sich erstens zwischen die Fahrzeuge klemmen, und zweitens ihre amputierten Glieder minütlich an die Fensterscheiben drücken, machen mich fertig.

Das Recht des Stärkeren im Verkehr

Aber eigentlich wollte ich etwas ganz anderes erzählen. Vom Verdrängungswettbewerb auf der Strasse. Dieser ist einfach unglaublich. Der stärkere gewinnt: Den Bussen und Trucks weicht alles. An Regeln hält sich niemand. Rikschas kommen einem auf der falschen Strassenseite entgegen. Die dreirädrigen Baby-

taxis - immerhin seit kurzem mit Gas betrieben, was die Luft in Dhaka wieder etwas "erträglicher" macht - grad mal so hoch wie die Räder der Lastwagen, konkurrenzieren mit auseinanderfallenden Bussen um Lücken im "System". In diesen Lücken stehen nicht selten Menschen.

Miserable Strassen

Die Polizisten, hoffnungslos überfordert, schlagen mit Stöcken auf die Rikschafahrer ein. Die Fussgänger, die sich ja auch noch auf den Strassen tummeln - den letzten beißen die Hunde - fliehen vor den fahrenden Attacken. Die Qualität vieler Strassen ist miserabel. Über 2500 km sind in der Stadt für Fahrzeuge unbrauchbar. Die Stadt hat versprochen, sie bis August zu erneuern - nicht ein Meter davon ist gemacht. Internationale Standards verlangen minimal 12% der Stadtfläche in Form von Strassen, um den Verkehr zu bewältigen. Dhaka bringt es auf höchstens 8%.

Täglich entdecken zudem in Dhaka 200 Neuwagen das Strassenleben. Täglich drängen Hunderte, wenn nicht Tausende aus dem Norden in die Stadt hinein, weil dort oben der Hunger immer noch akut ist. Die Männer mieten als erstes eine Rikscha und betätigen sich als Rikschapuller. Das Heer der "Velokutschen" wird täglich grösser, die Preise für die Fahrten sinken: Anstatt 90 Rappen kostets nur noch 80. Doch die Zugewanderten kennen die Örtlichkeiten nicht, können ihre Kunden nicht an den gewünschten Ort bringen. Und verstopfen die Strassen.

So versinkt Dhaka täglich stärker im Chaos. Der Daily Star ist voll von Leserbriefen, welche die Regierung anklagen, unfähig zu sein. Kein Konzept für eine mit 13 Mio. Menschen zu den grössten Städten der Welt zählende Metropole, weder für den Verkehr, die Gesundheitsversorgung, die Stadtentwicklung, Wasser- noch oder jede andere Infrastruktur. Zwar schiessen überall neue Gebäude in die Höhe, aber sie werden einfach ins Chaos hinein gebaut. Die letzten Grünflächen verschwinden, die darauf wohnenden Obdachlosen werden weggejagt. Aussteht nur noch der Kollaps der Stadt, die Menschen scheinen förmlich darauf zu warten. Ich bereite mich seelisch auf das nächste Verkehrsabenteuer vor, meinen Heimweg.

Leben retten für 10 Dollar

Ich bin gerade von einem Besuch des Spitals in Matlab, der Aussenstation des ICDDR, von den Einheimischen Choleraspital genannt, zurückgekommen. Auch das Choleraspital hab ich vorgestern besucht. Zwei Spitäler in zwei Tagen - ich hoffe, meine Impfungen halten dicht. Aber eindrücklich war's.

Die Schweiz unterstützt die Institution ICDDR seit Jahrzehnten, und ich bin froh darum. Es sind die vielleicht einzigen Entwicklungsgelder, die hier unten effizient und transparent eingesetzt werden. Und unheimlich viel Gutes tun. Das Spital in Dhaka behandelt praktisch nur Kinder, Durchfallerkrankungen, Unterernährung und "malnutrition" an vorderster Front. Jährlich werden rund 15000 Leben gerettet, 100000 Patienten versorgt, der einzelne Patient kostet 10 Dollar. Budget des ICDDR: 15 Mio. Dollar. In den USA würde die gleiche Institution zwischen 100 und 150 Mio. Dollar kosten, rechnet mir Direktor David Sack vor. Das ICDDR ist zudem ein weltberühmtes Forschungszentrum und Labor - das einzige in der dritten Welt. Am Anfang stand die Choleraforschung, heute alle Probleme und Erkrankungen, welche die dritte Welt plagten. Dank der Forschung der hier arbeitenden internationalen Wissenschaftler sind Millionen von Menschenleben seit 1960 gerettet worden.

Ein Rundgang im Spital: Nicht dass ich Lust hätte, mich hier auf eine Pritsche zu legen. Doch für die Frauen aus den Slums, die ihre kranken Kinder hierher bringen, ist es oft die einzige Chance. Es sei das einzige Spital, in das sie Vertrauen habe, sagt mir eine Mutter. Ihr Kleiner liegt auf einer Pritsche, abgedeckt mit einem Plastik, in der Mitte ein Loch, darunter ein Kübel. So kann der Kleine einfach laufen lassen, und die angelernten "Krankenschwestern" wissen sofort woran sie sind. Der Kübelinhalt verrät alles.

Überlebensunterricht für die Mütter

Doch das Wunderbarste an der Institution ist, dass sie nicht nur die Kinder gesund pflegt - 99,8% der Kinder überleben - sondern dass sie den Müttern gleichzeitig beibringt, wie sie ihr Essen zubereiten müssen, welche Vitamine und Mineralstoffe nötig sind, um Erkrankungen zu vermeiden. Selbst in den Slums sind die nötigen Nahrungsmittel normalerweise vorhanden. Es hapert an der Zubereitung, am schlechten Wasser und dem Unwissen der Mütter. Zurück in den Slums, geben die "ausgebildeten" Mütter ihr Wissen an andere Frauen und Sippenmitglieder weiter. Wie denn kontrolliert werden könne, ob sie das Gelernte

auch umsetzen würden, will ich wissen. "Die Frauen haben erfahren, wie schnell es ihren Kindern im Spital besser ging," erklärt Naimul, der mich hierhin gebracht hat. "Das ICDDRDB ist die wundervollste Institution, die es in Dhaka gibt," fügt er hinzu. Und meint es todernst. Ein Paradies für die Patienten, und ein Hochleistungszentrum für die Forschung, mitten im Mittelalter.

Endlich (13. Nov.)

Jetzt ist es passiert. Ich hab darauf gewartet. Sharier, der Chefreporter des Daily Star und ich sind mit unserem Babytaxi, das uns um halb zehn Uhr abends nach Hause bringen sollte, einklemmt. Nur Schritte entfernt vom Büro, vor uns ein Vierbeiner mit einem Wagen, beladen mit Säcken, links von uns eine Velorikscha mit einer Ladebrücke, turmhoch beladen mit Gemüse und Früchten, rechts von mir auf Nasenhöhe ein Lastwagenrad, das alles inmitten unzähliger verschiedenster Fahrzeuge und Menschen, die im Kawran Bazaar um diese Uhrzeit handeln, schwatzen, leben. Sharier schafft es, Vierbeiner und Velorikscha soweit in Bewegung zu bringen, dass wir einen Ausweg finden. In die falsche Richtung allerdings. Mit der Konsequenz, dass unser Babytaxifahrer am nächsten Kreisel eine kurze Distanz gegen den Verkehr (!) fährt, eine 180 Gradwende vollführt und sich vor die Nase der Fahrzeuge stellt. Unter den Augen eines Polizisten. Dieser ist sofort zur Stelle, fuchtelte mit seinem Stock vor unseren Nasen rum - die Babytaxis sind auf beiden Seiten offen - und schnauzt uns an. Sharier schnauzt zurück: wie er sich das denn vorstelle, ob wir im Büro übernachten sollten, nur weil die Stadt den Verkehr nicht im Griff habe. Der Polizist ist not amused, fuchtelte intensiver und will, dass wir das Babytaxi drei Meter weiter zurück bringen. Wir steigen aus und stossen das Ding rückwärts. Kaum getan, gibt der Polizist den Verkehr frei. Ich will von Sharier wissen, wieso das mit dem Verkehr so sehr aus dem Ruder gelaufen ist. Er schaut mich fast etwas mitleidig an, wie wenn das klar wäre: "Die Politiker dieses Landes haben sich in den letzten zehn Jahren damit begnügt, einander vorzuhalten, was falsch gemacht wird. Da fehlte halt die Zeit, den Verkehr zu planen," meint er resigniert. In einem anderen Stadtteil habe ich eine der zwei Überführung gesehen, die gebaut werden, "Highfligher" genannt. Von diesen wären Dutzende nötig. Eigentlich hätten beide längst fertig sein sollen. Bis jetzt ranken nur verschiedene Betonpfeiler aus dem Boden, abrupt endende Betonstrassen liegen darauf. Das "Bauwerk" wirkt isoliert, unsystematisch. Darunter herrscht das übliche Chaos. Wie man darin überhaupt nur daran denken kann, einen Betonpfeiler zu gießen, ist mir ein Rätsel. Insofern leuchtet es ein, dass die Projekte nicht termingerecht fertig werden. Oder auch nie.

Drei Sorten von Spuckern (14. Nov.)

Bangladesh ist ein wunderbares Land, und die Menschen sind mehrheitlich enorm freundlich. Doch an etwas werde ich mich nie gewöhnen: Viele Männer in diesem Lande sind dauernd am Spucken. Es gibt anständige (good), unanständige (bad) und ekelhafte (ugly) Spucker (spitter) in Bangladesh. Gewarnt vor den Spuckattacken werden Passanten normalerweise durch das Geräusch, das unweigerlich entsteht, wenn die Täter ihren Spuk im Munde sammeln. Es ist ein röhrender, aus der Tiefe des menschlichen Schlundes stammender Ton. Die anständigen Spucker behalten ihre Tatwaffe im Munde, bis sich ein Platzierungsort anbietet, der sicher niemanden in Mitleidenschaft zieht und sie vollziehen die Tat möglichst versteckt. Die unanständigen Spucker platzieren ihr Geschoss unmittelbar nach dem Sammeln des Körpersaftes dort, wo sie halt grad stehen, und unter den Augen aller, die sich am selben Ort aufhalten. Der Landeplatz kann auch mal lebendig sein. Die ekelhaften Spucker jedoch attackieren gezielt: Sie zielen auf Gegenstände, verharrende oder bewegliche, ganz egal. Man bemerkt die Tat erst, wenn der Schleim auf dem eigenen Schuh oder dem Hosenbein klebt. Ich bin froh, dass mir meine Wäsche in meinem Guesthouse gemacht wird. Ungefragt: was immer ich morgens liegen lasse, ist abends weg. Und am nächsten Morgen sauber gefaltet und gebügelt (!) zurück. Ohne allfällige Schleimrückstände.

Ein Sack voller männlicher Flöhe (15. / 16. Nov.)

Eigentlich bin ich vom Regen in die Traufe gekommen: Auf der Handelszeitung bin ich eine Frau von zweien, im Redaktionsteam, das in etwa 10 (arbeitende) Journalisten umfasst. Immerhin 10%. Hier bin ich von mindestens 20 Männern umgeben, alle in einem Raum, eine einzige Frau im Redaktionsteam der City pages ist darunter. Und auf dem ganzen dritten Stock wirbeln vielleicht rund 40 Männer um mich herum. Zwischen sechs und neun wird's dann meistens laut, hektisch und oft auch kindisch. Sie lachen, reißen Witze (auch schmutzige, wie mir mein Kollege Bishogit bestätigt, doch da in Bangla kümmerts mich nicht gross), turnen miteinander rum, hängen aneinander wie die kleinen Äffchen (Frauen und Männer dürfen

sich nicht berühren, doch die Männer laufen dauernd Hand in Hand rum), liegen auf den Tischen, wenn irgendwo ein Plätzchen frei wird, was allerdings selten der Fall ist. Alles in allem föhl ich mich oft wie in einem Zoo. Einem sehr sympathischen allerdings, etwas feucht und heiss ab und zu, mehr ein Greenhouse also.

Zuhause im Guesthouse ist es nicht anders: Frauen gibt es keine. Männer machen meine Wäsche, kochen mein Nachtessen um zehn Uhr abends, putzen mein Badezimmer. "Good evening Mam" hier, "How are you mam" dort. Jeden Morgen fragen sie mich "fish or chicken for dinner?" Jeden Morgen sag ich was immer da sei, mir sei alles recht, einfach Bangla food, kein English food. Das freut den Koch. Jeden Abend mach ich Komplimente, das freut ihn noch mehr. Er hört das wohl nicht oft. Dabei ist das Essen wirklich sehr gut, für sechs Franken. Für die Einheimischen ist das Wucher.

Auf den Strassen lassen sich ab und zu Frauen erspähen, aber im Grossen und Ganzen sind wir eine rare Spezies in der Öffentlichkeit. "Wir haben auch weniger davon," klärt mich Pinaki auf, der ein treuer Begleiter geworden ist. Auf 100 Frauen kommen in Bangladesh 130 Männer. Eine Konsequenz der Bevorzugung und Besserbehandlung, die Knaben zuteil wurde, und heute noch wird.

Doch meine männlichen Artgenossen könnten charmanter nicht sein. Sie tun alles für mich: Pinaki hat mich heute in die British Library auf dem Dhaka Uni Campus mitgenommen. Es ist der erste "normale" Ort, den ich in Dhaka kennen lerne. Der so aussieht, wie Örtlichkeiten bei uns aussehen. Einfach normal. Nicht abgefrackt, nicht chaotisch, nicht schmutzig. Just nice, clean and quiet. Nicht dass ich das hier unten suche - aber irgendwie tut es gut, zu wissen, dass es Orte gibt in dieser Stadt, die "normal" sind. In meinen Augen.

Zurück zur Redaktion mieten wir eine Rikscha, fahren einem Bazaar entlang, die intensiven Farben der Gemüse und Früchte sind wunderbar anzusehen, überall sprudelt kochendes Öl, es wird für Iftar frittiert, die Menschen sind hungrig nach einem weiteren Fastentag, der nach fünf Uhr zu Ende gehen wird. Pinaki fragt mich, welche Früchte ich noch nicht probiert hätte, in Bangladesh. Ich schau mich um, erwähne Trauben, worauf er den Fahrer zu einer lebensgefährlichen Wende gegen den Verkehr veranlasst. Mir steht das Herz still. Um Trauben für mich zu ergattern. "Du musst alles versuchen", sagt er ernsthaft, und bezahlt auch noch. So ist das immer: ich bin den zahlenden Artgenossen hilflos ausgeliefert. Zumindest wenn es ums Geld geht. Ihr Gehalt: 5000 bis 15000 Takas im Monat. Das sind zwischen 100 und 400 Franken.

Zwei Nachträge

Punkt eins, damit das geklärt ist und mich niemand mehr danach fragen muss: Ich hab meinen Finger noch. Auch den Ring.

Punkt zwei: Nun begreif ich endlich, wieso der Mob letzte Woche in meinem Quartier die beiden Diebe verschlagen und ihr Motorrad angezündet hat. Lynchjustiz gehört hier zum System. Die Zeitung ist täglich voll von solchen Nachrichten. Wer immer in einen Verkehrsunfall verwickelt ist, versucht zu entkommen. Gelingt das nicht, sind den in den Unfall verhängten, auch nur vermeintlich verantwortlichen Beteiligten Prügel sicher. Die Polizei, die meist erst viel später am Unfallort erscheint, muss regelmässig die "Täter" mindestens so dringend retten wie die Verkehrsoffer. Nicht selten sind erstere spitalreif geschlagen, wenn nicht gar schlimmer. Ich frag Sharier auf dem Heimweg, was der Grund dafür sei. "Die Leute misstrauen der Polizei. Wohl mit Recht: Die lässt die Leute gegen cash laufen." Der Mob vollziehe die Strafen, vorsorglich an allen Beteiligten. Nicht dass er das richtig finde, stellt er klar. "Aber die Menschen in diesem Land haben jedes Vertrauen in öffentliche Behörden verloren, egal welcher Art."

Nicht mein Tag (17. Nov.)

Manchmal hasse ich diese Stadt aufrichtig. Und ohne schlechtes Gewissen. Heute war so ein Tag. Auf meinem Weg in die Alliance Francaise, unweit von meinem Guesthouse, wo ich einem Film beiwohnen will - mein erster Ausgang quasi, morgens um 10 allerdings - stolpere ich über einen vielleicht zweijährigen Knaben, der nackt auf dem Rücken liegt, einem hilflosen Käfer gleich auf dem "Trottoir", Beine gespreizt, ein kleines Körbchen für Spenden neben dem Körper, ein Arm mit einem dreckigen Tuch eingebunden, den Kopf zur Seite gelegt, die Augen halb zu. Er dämmert nur noch vor sich hin. Die Sonne - es ist bereits um 9 Uhr heiss und feucht - brennt auf den nackten Körper runter. Es ist ein unerträgliches Bild.

Am Nachmittag steck ich zum ersten Mal in einer wirklich ungemütlichen Situation. Hab mir nach einem Treffen mit einem Entwicklungshelfer - das nichts gebracht hat - ein Taxi selbst besorgt. Dieses bringt mich rund 500 Meter weit, um die nächste Ecke, bis der Motor den Geist aufgibt. Da find ich mich wieder: inmitten einer Strasse, mit viel Verkehr, keine Ahnung wo ich bin, nur eine blasse Idee wohin ich muss. Ich krieche aus dem Taxi raus, stell mich an den Strassenrand, sofort hab ich ein Dutzend dunkelhäutige Männer um mich rum. Mein Taxifahrer kommt wütend auf mich zu. "Give money", sagt neben mir ein Mann, der ein wenig Englisch spricht. Geld? Wozu? Er hat mich nur um die Ecke gebracht und mitten in der Strasse ausgeladen. Der Menschen sind immer mehr. Alle starren mich an. Der Taxifahrer redet auf mich ein. "Give money," sagt der andere wieder, und lächelt mich an. Mir wird zunehmend unwohl, ich zieh 50 Takas aus dem Sack, kleiner hab ich's leider nicht, der Taxifahrer steckt sich selbst 20 ins Hemd, die anderen 30 gibt er einem Babytaxifahrer, den er anhält. Die beiden kennen sich, ohne Zweifel. Der steckt die 30 ein, und geht zuerst mal tanken. Das ist genauso ungemütlich: Er öffnet den Tank, über dem ich zufälligerweise sitze, und beginnt, von einer wenig Vertrauen erweckenden Zapfsäule Gas in sein Vehikel einzufüllen. Ich hock buchstäblich auf Nadeln, respektive einem "Gasfass". Ich sehe schon die Schlagzeilen "Redaktorin der Handelszeitung fliegt in Dhaka in die Luft", oder so ähnlich. Letztlich aber ist's nur ein normaler Tankvorgang, und der Typ bringt mich heil zurück auf die Redaktion. Nicht ohne erneut Geld von mir zu verlangen. Ich glaub's nicht: Sein Taximeter zeigt 27 Taka - 30 hat er bereits erhalten. Ich koche vor Wut. Er wird ungeduldig. Ich streck ihm 20 Takas hin und lauf davon.

Bishogit, dem ich in die Arme laufe, lädt mich zum Tee ein. Und gibt Rat. "Wenn du hier vor der Redaktion stehst, bist du die Chefin. Hol einen von den security guards, wenn du's alleine nicht schaffst. Bist du weit weg von hier, sind die anderen die Chefs. Dann gibst du besser nach." Ich hoffe, dass ich seinen Rat nicht mehr brauche. Für heute hab ich genug.

Wenn Gerechtigkeit ein Fremdwort ist (18., 19. Nov.)

Gerechtigkeit ist ein grosses Wort. Wir wissen, dass es sie nicht gibt. Wäre die Welt gerechter, so hätten wir Schweizer ein bisschen weniger, und die Bangladeshi ein wenig mehr. Doch hier gibt es nicht einmal ein Rechtssystem, das bei Streitigkeiten Gerechtigkeit spricht. Mein Kollege Bishogit zeigt mir zwei Artikel, die er redigieren muss: In einem hat eine Frau eine Anklage deponieren wollen, gegen zwei Topshots aus dem lokalen "FBI", wegen andauernder sexueller Belästigung.

Die Polizei hat die Klage nicht entgegen genommen. Warum? Weil die beschuldigten Personen, Zitat: „zu einflussreich seien“. Der zweite Fall: Der Sohn des Finanzministers hat von einem Bauunternehmer eine halbe Million Franken "toll", eine Art Tribut oder Gebühr, erpressen wollen, für nix und wieder nix. Hat ihm einfach gedroht, wenn er nicht zahlen würde, bekäme er die versprochenen Aufträge nicht. Der Bauunternehmer hat sich erdreistet, den Sohn des honourable Finance Minister anzuzeigen. Und ist subito verhaftet worden. So funktioniert das hier. Alle wissen es. Die Zeitungen kommentieren es. Die Leserbriefschreiber verschwenden Tinte auf das Thema. Niemand tut etwas dagegen. Das sind keine Einzelfälle, der Daily Star ist täglich voll solcher - für mich abstrusen - Nachrichten. "Es gibt in diesem Land kein Rechtssystem, das diesen Namen verdient," kommentiert mein Kollege Bishogit, der beim Daily Star für diesen Bereich zuständig ist. "Recht hat, wer Geld hat. So einfach ist das. Am schlimmsten aber ist, dass wir uns daran gewöhnt haben," fügt er resigniert hinzu.

Kinderarbeit ist billiger als eine Waschmaschine

Am Morgen war ich an einer Pressekonferenz über Kinderarbeit. Da sprach der selbe honorable Finanzminister, dessen Sohn innovative "Geschäftsideen" entwickelt, einige einführende Worte. Die ausländischen Journalisten - ob abgesehen von mir noch jemand anders da war, weiss ich nicht - bat er, die Kinderarbeit im "sozioökonomischen Zusammenhang zu betrachten". Ich blicke den elegant gekleideten Minister an, wo seine bare Haut hervor guckt, ist sie dekoriert mit Gold und Steinen, keinen Kieselsteinen, allerdings. Und denke an das kleine Mädchen, das ich gestern beim Nachhause fahren um zehn Uhr nachts gesehen hab. Auf dem Dreckstreifen zwischen der zweitgeteilten Fahrbahn hockend, ihr Köpfchen an einen Masten angelehnt, nickte ihr Kopf immer wieder vornüber, auf dem Schoss lagen einzelne Blumen. Sie sollte nicht schlafen, sondern verkaufen. Wenn's hoch kommt, verdienen diese Kinder zwei bis drei Franken am Tag. Wenn überhaupt. 57% der Kinder erhalten kein Geld für ihre Arbeit. Trotzdem kommen die Familien dieser Kinder ohne den Beitrag der Kinder nicht aus.

Das sind wohl diese "sozio-ökonomischen Verhältnisse", welche der schillernde Finanzminister uns zu bedenken bittet. Mit den besonderen Verhältnissen wird die Kinderarbeit hier immer "verteidigt". Und mit den komparativen Kosten, das geht dann so: Kinder z.B. im Haushalt anzustellen ist billiger als eine Waschmaschine kaufen. Was ja auch stimmt. Labour ist hier billiger als eine Waschmaschine. Ich bin mir einfach unsicher, ob es dies erlaubt, Kinderarbeit zu rechtfertigen.

PS: Mein Taxi blieb heute erneut stehen. Doch war Mustak bei mir, mein Kollege der IT und Kommunikation macht. Er hat dem Taxifahrer nichts bezahlt, für die Bruchfahrt.

Der Ramadan naht dem Ende, und das ist gut so (20. Nov.)

Man stelle sich vor: Es ist Weihnachtszeit, und in Zürich werden täglich Menschen umgebracht, überfallen ausgeraubt. Irgendwie schwer vorstellbar. Doch so ist es hier: Seit der Ramadan begonnen hat, sind über 60 Menschen im Land umgebracht worden, Hunderte wenn nicht Tausende überfallen. Der Grund: Die Leute brauchen Geld, um Geschenke für ihre Familien kaufen zu können. Doch auch die Ärmsten wollen zuhause nicht mit leeren Händen dastehen: die Menschen brauchen Geschenke. Das Geld beschaffen sie sich, mit welchen Mitteln ist ihnen egal. Denn an "Eid", dem Fest zum Ende des Ramadan, fährt man nachhause, Dhaka wird menschenleer sein, alle Läden, selbst die Zeitungen machen dicht. An den Bus-terminals versuchen Tausende von Menschen, ein Ticket für einen bereits überfüllten Bus in ihren Heimatort zu ergattern. Die Busunternehmen schlagen Profit daraus, und verlangen "Zusatzgebühren".

Wegen der Einkaufshysterie sind die Strassen Dhakas in diesen letzten Tagen vor Eid vollgestopft mit Rikschas und Motorfahrzeugen, vielerorts gibt es absolut kein Durchkommen mehr. Gestern Abend haben Sharier und ich über eine Stunde auf ein Babytaxi gewartet, um nachhause fahren zu können.

"Ramadan ist eine verrückte Zeit," findet Simon, ein junger Sportredaktor, der beim "Iftar", die Mahlzeit, mit dem täglich das Fasten gebrochen wird und das ich ab und zu mitesse, neben mir sitzt. Heute sponsert der Daily Star den Iftar - quasi das "Weihnachtessen". An die Hundert Mitarbeiter sitzen auf weissen Leintüchern auf dem Boden, vor uns eine Kartonschachtel mit frittierten Happen und einem Apfel drin. Dazu gibt es Wasser. Um 17.17 Uhr ist es soweit: Aus dem Lautsprecher der an den Daily Star angrenzenden Moschee dröhnt der Singsang herüber - den auch hier niemand versteht, weil arabisch, wie mir Pinaki lachend verrät - der Iftar ankündet. Die Deckel der Schachteln werden gelüftet und jene, die gefastet haben, stürzen sich auf deren Inhalt. Das sind allerdings wenige beim Daily Star: Viele der Kollegen machen sich nichts aus Ramadan. Es wäre auch schwierig: Die meisten rauchen wie die Kaminschlote, und rauchen wäre genauso verboten wie trinken und essen. Eine Viertelstunde später sind wir alle wieder am arbeiten.

Die Zeit des Ramadan ist auch die Zeit der Verkehrsunfälle, von noch mehr Verkehrsunfällen als in "normalen" Zeiten. "Der leere Magen bestimmt den Kopf. Spätestens nach drei Uhr nachmittags werden die Menschen unberechenbar, weil sie Hunger haben," so Simon. Die Hungrigen rasen durch die Strassen Dhakas, in der Hoffnung, pünktlich zu Iftar zu hause zu sein. Heute beginnt Iftar um 17.16 Uhr. "Watch out," lacht mit Simon an.

Ab heute trag ich Socken (20. Nov.)

Es mag paranoid anmuten, aber ich hab gestern beschlossen, ab sofort Socken zu tragen. Tariq, ein Editor - das sind hier jene Engel, welche die Texte der Reporter in anständiges Englisch verwandeln - kam zu mir - er ist ein Brocken von einem Mann, hat zehn Jahre in den Staaten verbracht, dort studiert, bringt sicher doppelt soviel Gewicht auf die Waage wie ein durchschnittlicher Reporter des Daily Star, und ist zu einer Art "Mahnfinger" für mich geworden. Er hält allen Unbill auf der Redaktion von mir fern, zeigt mir, wie ich das Netz austricksen kann, wenn das Internet wieder mal nicht funktioniert, liest meine Texte vorsorglich durch und macht mich auf Fehler aufmerksam (wenn zum Beispiel anstatt "adoption" "abortion" steht, weil ich meine Gedanken weiss ich nicht wo hatte, beim Schreiben). Alles in allem ein Schatz.

Gestern machte er mich darauf aufmerksam, dass ich mich vor den Moskitos schützen sollte. "Das Dengue Fieber, weisst du?" schaut er mich fragend an. Ich nicke, sag ihm ich wüsste davon. Das Dengue Fieber breitet sich in der Stadt aus, wird von Moskitos übertragen und kann in seiner schlimmsten Form tödlich sein. Mittel dagegen gibt es keine. Die Moskitos lieben Dhaka deshalb, weil die Strassen von Kanälen mit stehendem Wasser gesäumt sind, wo die Männer und Kinder hinein pinkeln (wie sich die Frauen

ihres Körpersafts entledigen, hab ich noch nicht heraus gefunden), und wo Dreckwasser entsorgt wird. Frischwasser gelangt da während der Trockenzeit bis zum Frühjahr kaum mehr hinein.

Ob ich ein Moskitonetz hätte, will Tariq wissen. Nein, hab ich nicht. Was er mir den raten würde, will ich wissen. Denn: Die Mücken lieben mich geradezu. Ich kann die Stiche an meinem Körper gar nicht zählen. Obwohl ich weiss: die Chance, dass eine Dengue Fieber tragende Dhaka Mücke sich ausgerechnet die Haut der einzigen Schweizer Journalistin in der Stadt aussucht, ist remote. "Trag wenigstens Socken," meint Tariq mit Blick auf meine baren Füsse. "Und lass nachts den Ventilator über dem Bett laufen. Hast du einen?" Ja, hab ich. Auch eine Airconditioning-Anlage wäre da, nur: wenn ich die laufen lassen, ist es etwas so, wie wenn ein Motorrad neben meinem Kopfkissen gestartet würde. Der Ventilator hat mehrere Stufen, ich beschliesse, ihn inskünftig auf einer höheren Stufe laufen zu lassen. Vielleicht erfrier ich dann halt darunter, immer noch besser als das Opfer einer Moskitoattacke zu werden.

Bishogit kommt dazu: "Keine Angst, solange wir hier sind, kommst du nicht um," lacht er. Mein Gesicht muss viel ausgesagt haben.

Nachts wach ich auf. Ein Mückenstich, ein neuer! Das Guesthouse hat zwar überall Moskitonetze, doch die Biester sind dennoch dauernd überall. Ich untersuch den Stich. Sieht halt aus wie ein Stich. Such die dazugehörige Mücke, die sich natürlich nicht finden lässt. Bishogit sagte mir, die Dengue Mücken seien fetter und etwas grösser als normale. Ich kann nichts Fettes und grosses in meinem Zimmer entdecken. Und natürlich beißt es mich plötzlich am ganzen Körper. An einschlafen ist nicht mehr zu denken. Werd ich paranoid? Ich streich den Maulwurfhügel auf meinem Arm ein, damit der Juckreiz wenigstens nachlässt, nehme mein Buch zur Hand und versuche, mich innerlich von der Panikattacke zu distanzieren, such im Bett liegend die Decke ab nach Flugkörpern. Nichts zu finden. Es kommt auch kein Fieberanfall, kein Schwindel. So schlimm kann es also nicht sein.

Referees haben es schwer (20. Nov.)

Ich hab es Sharier, dem Chef, abgerungen. Ein Besuch eines Fussballspieles. Hassan, der Sportchef, der immer strammen Schrittes und mit zackiger Stimmer einem Dreisterngeneral gleich durch die Redaktion schreitet, nimmt mich mit. So weit her geholt ist der Dreisterngeneral nicht: Auf dem Weg ins Stadion, das 60000 Leute fasst, erzählt mir Hassan seine Biografie. Er war tatsächlich sieben Jahre im Militär, seit 1995 nun beim Daily Star. Vollamtlicher Sportredaktor, wie mir Hassan versichert, nebenamtlich für BBC tätig, Tag und Nacht erreichbar über sein Handy, damit verdient er einige Hundert Pfund im Jahr zusätzlich, und dann besorgt er für Oviessa, ebenfalls nebenamtlich, mit drei anderen Kollegen vom Daily Star, auch noch den Kleiderexport, von Dhaka nach Italien, Deutschland und die Schweiz. Gut 2000 Dollar habe ihm das im letzten Jahr eingebracht, meint er stolz. Ich stelle mir vor, wie das wäre, wenn ich neben meiner 100% Tätigkeit bei der Handelszeitung noch Emmentaler nach PapaNeuguinea verschiffen würde.

Wie es ihm gefalle, beim Daily Star, will ich wissen. Hassan schaut mich an. "Es gibt keine Alternativen," ist er ehrlich. Aber die Arbeit sei ok, und die Zeitung besser als alle anderen in der Stadt. Dieselbe Antwort hab ich von vielen anderen auch schon bekommen. Zwischen den Zeilen spür ich gelegentlich auch Resentiments gegen das Management. So bekommen nicht alle den Lohn gleich regelmässig.

Einige der Redaktoren haben deshalb auch auf das Motorrad oder Auto verzichtet, das der Daily Star wegen des guten Geschäftsganges rund 100 Leuten schenken will. Nicht nur aus Nächstenliebe, versichern mir die Kollegen: "Mit den Motorrädern können wir effizienter arbeiten, weil wir nicht im Verkehr stecken bleiben." Über die Autos lachen die meisten. Denn vor der Redaktion gibt es gar keine Parkplätze.

Auf dem Weg ins Stadium fahren wir durch Mirpur, vor 15 Jahren war hier noch nix, heute ist es bereits ein riesiger Stadtteil, völlig verstopft, viele der provisorischen Läden sind immer noch hier, und sehen so aus, wie Provisorien nach einer so langen Zeit eben aussehen: runtergekommen, schmutzig, wie wenn das Viertel Hundert Jahre alt wär.

Das Stadium fasst 60000 Menschen, heute sind trotz eines Finalspiels nur 5000 gekommen. Es ist Ramadan, und kurz vor Eid, die Menschen haben anderes zu tun. "Im Normalfall wären 35000 hier," schätzt Hassan. Es spielen zwei der landesbesten Teams gegeneinander, das Spiel erreicht in etwa unser Nationalliga B Niveau.

Die ersten zehn Minuten des Spiels erinnern an Rugby. Der Schiri verteilt x gelbe Karten, unterbricht das Spiel dauernd. Ich schau den Kollegen vom "Independent" fragend an. Er: "Nobody respects the rules," erklärt er. Der Schiedsrichter müsse zu Beginn des Spieles hart durchgreifen, damit das Ganze nicht aus dem Ruder gerate. "Oft werden die Schiedsrichter nach dem Spiel angegriffen, selbst umgebracht," fügt er an.

Eigentlich ist es logisch: wieso sollten Menschen, die keine Verkehrsregeln respektieren, Fussballregeln akzeptieren? Die gelben Karten scheinen die Spieler zu verstehen, das Spiel beruhigt sich und der Kämpfe auf dem Rasen werden weniger. Für die Mehrheit der Zuschauer gewinnen die "falschen", was nach dem Spiel zu einem Aufstand auf der linken Tribünenseite führt, Flaschen und Gegenstände fliegen aufs Spielfeld. "Let's go," sagt Hassan neben mir und schiebt mich die Treppe runter. Noch innerhalb des Stadions steht ein Bus, reserviert für Journis, die zurück in die Stadt müssen. Mir solls Recht sein, auf die Kämpfe ausserhalb der Stadionmauern kann ich verzichten. Da werden auch Referees nichts mehr helfen.

Alkohol! (20. Nov.)

Es gibt ihn, in der Alliance Francaise. Einmal im Monat ist am Donnerstagabend Musik, manchmal sogar Tanz, nicht so heute, weil Ramadan ist. Ich treffe heute Fayza, die Kulturredaktorin, in der Alliance. "Du kannst nicht nur in zwei Schachteln leben," sagt sie jeweils. "Daily Star Box" und "Guesthouse Box" nennt das Fayza. Fayza und ihre Freunde - der Architekt Tawfique, der nicht bei seinen Eltern lebt, was sehr ungewöhnlich ist, die AP Reporterin Perween und der Tanzlehrer Nadeem - laden mich ein, für eine Dhaka Pizza in der Road number five, nur ein Steinwurf entfernt. Zum ersten Mal keinen Reis zum Znacht. Wir teilen uns eine Pizza und reden über Dhaka.

Fayzas Freunde sind "anders". Sie sind sehr gut ausgebildet, belesen, interessieren sich für Literatur und Kultur. Und sie halten nichts von ihrer Religion. Sie kennen Sartre und Brecht, sind ABBA Fans und besuchen alle Filme, die in der Alliance gespielt werden. "Die Stadt ist verloren. Wir sollten auf der grünen Wiese eine neue Hauptstadt bauen," findet Perween. Perween hat früher für den Daily Star gearbeitet, verdient heute bei AP ein vielfaches davon. "Dann bleibt hier ein Millionen Slum zurück. Wie stellst du dir das vor?" entgegnet der fein gebaute, gutaussehende Tawfique. Er erzählt mir von seinen Erfahrungen als Architekt. Zwar besitze die City Corporation ein Planungsbüro, und das plane auch. Zum Beispiel Zonen. Nur: Wenn ein Bauherr irgendwo etwas bauen wolle, dann gehe er zu den Beamten, bestechen sie und baue wo er wolle, was er wolle und wie er wolle. Tawfique arbeitet vor allem mit Privaten zusammen, die Wert aufs Design legen. Davon zu leben, sei schwer.

Zurück in der Alliance, geniessen wir Weisswein, Bier und Wodka. Mein erster Alkohol seit fast drei Wochen. Genauso fühl ich mich auch, am nächsten Morgen. Zum Glück ist Freitag, ich kann ausschlafen.

Eine Fahrt durch den Slum (22. Nov.)

Um morgens auf die Redaktion zu gelangen, leiste ich mir normalerweise ein Taxi, falls auffindbar. Das kostet zwar vier anstatt drei Franken für ein dreirädriges, offenes Babytaxi, doch die Cabdriver - zumindest der gelben Taxis, die schwarzen sind weniger reliable, wie ich selbst erfahren hab - sind erstens ziemlich zuverlässig und zweitens fühl ich mich in einem Auto einfach "sicherer" als in den anderen Vehikeln. Anfänglich hat es mich verwirrt, dass sie immer wieder andere Wege nehmen, um mich in den Kawran Bazaar zu bringen, wo der Daily Star liegt. Durch die "Stadtrundfahrten" hab ich jedoch meine nähere Umgebung etwas kennen gelernt.

Mittlerweile kenn ich auch alle Wege, die sie nehmen, oder kann mich wehren, wenn ich das Gefühl habe, der Fahrer schlage den falschen Weg ein. Heute morgen jedoch lern ich etwas Neues kennen: Wie immer bleiben wir auf dem Pantapath, einer grossen West-Ostachse, stecken. 20 oder 30 Minuten sind keine Seltenheit, für 500 Meter. Dem Fahrer stinkt das offenbar, heute morgen, oder er will mir einen Gefallen tun, ich weiss es nicht. Die Fahrbahnen sind durch eine Mauer getrennt, doch er findet einen Durchschlupf auf die Gegenfahrbahn. Ich versuch ihm zu erklären, dass ich keine Lust hätte, gegen den Verkehr zu reisen, doch er winkt ab, rast einige Meter weiter und schwenkt nach rechts ab, in einen Slum. Die holprige Sandpiste ist genauso breit wie das Auto selbst, voller Menschen, Tiere und Gegenständen. Er hupt - die meisten Fahrer benutzen die Hupe anstatt die Bremsen - und hupt. Mir ist höchst unwohl. Kinder und Hühner fliehen. Und dann passiert's: Ein kleiner Junge mit grünem Hemd verschwindet unter dem rechten

Kotflügel, das Taxi reist einen Stop. In Gedanken sehe ich uns schon in den Händen des Mobs gefangen. Doch der Kleine taucht - auf den ersten Blick unversehrt, aber kreidenbleich - wieder unter dem Wagen hervor. Sein Vater zieht ihn auf die Seite, mein Taxifahrer beeilt sich, weiter zu "fahren". Am Ausgang des Slums atme ich auf. Die Redaktion ist gleich um die Ecke. Mein Fahrer, sichtlich stolz, grinst mich an: "50 Takas". Seine Slumfahrt hat mir 30 Rappen gespart. Ich bezahl ihm den üblichen Preis und mach mich davon.

Auf der Treppe hinauf in den dritten Stock der Redaktion kommt mir Razmul entgegen. Er ist erst halb zehn, und so früh ist nie jemand da. "Hast du hier geschlafen," frag ich lachend. Er nickt! Ich bin platt. Das würden sie nicht selten tun, erklärt er. Die Editors, welche die Texte zurecht rücken, arbeiten oft bis um 2 Uhr morgens. Das weiss ich. Auch dass sie oft nicht nachhause gehen, sondern beim nächsten Freund schlafen. Aber auf dem Zementboden der Redaktion? Das stell ich mir doch eher ungemütlich vor. Er habe auch nur zwei Stunden geschlafen, meint Bishogit müde. Und zottelt von dannen. "Bis später," ruft er noch.

Wie die WoZ und das DEZA "Weihnachtsstimmung" verbreiten (23. Nov.)

Morgen ist der letzte Arbeitstag, am Dienstag beginnt das lange herbeigesehnte "Eidfest", Dhaka wird leergefegt sein. Kaum vorstellbar. Eigentlich schade, verbring ich die Feiertage im Dschungel bei den bengalischen Tigern, und nicht hier. Zumal ich ein Angsthase bin und keinen Tiger sehen will.

Auch auf der Redaktion ist Aufbruchstimmung. Es wird noch mehr gewitzelt und geblödel, und ich staune immer wieder, wie gut die Zeitung am nächsten Tag aussieht.

Viel zur guten Stimmung tragen auch die WoZ und das DEZA bei. Das DEZA, weil es sich bereit erklärt hat, Mustak die Reise in die Schweiz an einen IT-Kongress in Genf zu bezahlen. Mustak strahlt - er hätte sich die Reise selbst nicht finanzieren können. Auch seine Kollegen freuen sich für ihn. "Cool, die Schweiz," kommentiert Monjur, der Chef der Business-Seiten.

Die WoZ wiederum ist in aller Munde: Mittlerweile wissen alle, dass Pinaki und ich eine Story schreiben für die WoZ. Pinaki platzt fast vor Stolz. Überhaupt muss ich einige Worte über Pinaki verlieren, den 29jährigen Journi, der das ganze Land gesehen haben will, bevor er 30 ist, über Umwelt- und Sozialprobleme schreibt, ein Bett, einige Bücher und Kleider besitzt in einer WG, wo er selten zu finden ist. "Ich hab meine Sachen in einer Stunde gepackt, wenn ich raus muss," hat er mir jüngst stolz erzählt. Ich denke an meinen Teenager-Katzen-Keller-Estrich-Haushalt in Winterthur und versuch schon gar nicht, ihm zu erklären, wieso ich mindestens eine Woche brauche.

Heute morgen holt er mich pünktlich um 9 Uhr ab. Oft muss ich ihn via Handy wecken, wenn wir abgemacht haben. Er sieht müde aus. Ja, er habe bis um fünf Uhr morgens gearbeitet und dann im Büro geschlafen, bestätigt er mir. Trotzdem wollen wir zusammen eine Projektschule für benachteiligte Kinder aufsuchen. "Aufsuchen" ist das richtige Wort: Wir finden sie nicht, müssen rumfragen, sind schliesslich erfolgreich, doch weil Eid vor der Tür steht, ist alles bereits zu.

Im Hause gegenüber versuchen wir eine der Lehrerinnen zu finden, aber ausser ein paar nackten Gestalten im Hausgang ist niemand auffindbar. Wie überall wo ich auftauche, sind alle Augen auf mich gerichtet. Bangladesch ist das beste Training für Leute mit Minderwertigkeitskomplexen: Die Aufmerksamkeit der ganzen vorhandenen Öffentlichkeit ist einem immer zu 100% sicher. Selbst Michal Jackson würde erblasen. (Obwohl der zur Zeit andere Sorgen hat)

Und jetzt? Wir haben unerwartet viel Zeit und lassen den Rikschafahrer zum Goetheinstitut pedalen. "Das fehlt noch auf deiner Liste," weiss Pinaki. Über den Toren des Institutes hängt ein Transparent: "Mann ohne Eigenschaften, man without qualities." Eine Fotoausstellung. Ich schau meinen Begleiter an, und entdecke, dass er sein Hemd falsch zugeknöpft hat. Wen wundert's, nach drei Stunden Schlaf auf dem Fussboden der Redaktion. Um zwei Knöpfe versetzt. Ich beginne, sein Hemd aufzumachen. Er schaut mich entsetzt an. "So kannst du nicht rumlaufen," lache ich ihn an. Er begreift und wir brüllen vor Lachen. Die Security Guards vor dem Goetheinstitut prüfen den Sachverhalt aus sicherer Distanz. Schliesslich lachen sie mit. Zum Glück ist die Ausstellung noch zu, meint Pinaki.

Weiter zum Unicampus, wo wir in der Cafeteria Tee trinken. Hier hat der Aufstand 1971 gegen Pakistan begonnen, die Studenten sind von den Militärs abgeschlachtet, über 200000 Frauen in den neun Monaten bis zur Unabhängigkeitserklärung vergewaltigt worden. Die Geschichte mit den "war-babies" wurde bis vor

kurzem tot geschwiegen, Pinaki ist einer der ersten, der das Thema ans Licht zerrt. Ein Denkmal erinnert an den "Liberation-war", der dank der Unterstützung durch Indien gewonnen wurde.

Heute unterstützt Indien Bangladesh nicht mehr. Heute stehlen sie den Bangladeschi das Wasser, indem sie Dämme bauen und Wasser für Bewässerungsanlagen abzweigen, auf der indischen Seite der Flussläufe. Bangladesch, das ein verletzliches Ökosystem hat, abhängig vom Wasser, das von Indien her runter Richtung der Bay of Bengal fließt, verliert durch die indischen Raubzüge immer mehr Süßwasser. Das Ökosystem versalzt. Auch darüber schreibt Pinaki. "Indien verstößt gegen internationales Recht," ärgert er sich.

Und schleppt mich als letztes, bevor wir auf unsere Redaktion müssen, auf die Zeitung, wo er vor dem Daily Star gearbeitet hat. Seinen alten Freunden, die stolz darauf sind, dass Pinaki ein "Produkt" ihrer Zeitung ist, erzählt er als erstes, dass er in der "Wochenzeitung" einen Artikel schreiben wird. Alle versuchen, "Wochenzeitung" nachzusprechen. Wir haben erneut Tee, und die Redaktoren finden plötzlich, ich sollte einen Kommentar in ihrer Zeitung schreiben - über den Verkehr in Dhaka. Die Zeitung erscheint in Bangla! "Kein Problem, wir übersetzen es" meint der Chief Editor. Ich verspreche, mir das Ganze zu überlegen. "Mit Bild," rufen sie uns nach. ...Cool, die Bengalen.

Indisches Sperrfeuer (24. Nov.)

Mein Frühstück ist normalerweise ziemlich ungestört. Weil ich einen ganz anderen Tagesablauf habe, als Normalsterbliche, bin ich sowohl zum Frühstück wie zum Znacht meist alleine am Tisch. Abgesehen von den männlichen Zuschauern, natürlich. Mein Zimmernachbar sitzt immer bereits hinter dem TV, wenn ich nachhause komme, da das Guesthouse sehr ringhörig ist, schieb ich meist eine CD in meinen PC, und versuch, ein Dezibel lauter zu sein als CNN.

Gesehen hab ich ihn oder sie noch nie. Am Morgen geht die Türe jeweils um punkt halb neun einen Spalt weit auf, und das Tablett mit dem Frühstück wird hinein gereicht. Wie es wieder raus kommt, weiss ich nicht.

Im Guesthouse, das 14 Zimmer zählt, können nur Fremde logieren, keine Bengalen. Der Manager hat mir gestern erklärt wieso. "Wir lassen die Zimmer lieber leer stehen, als dass wir sie Einheimischen geben," erklärt er mir. Die seien nämlich laut, unordentlich, unzuverlässig und würden keine Sorge tragen. Der Manager ist Bengale. Wie alle anderen Angestellten (Männer). Alle sehr freundlich, sauber, ordentlich und zuverlässig. Und leise. Manchmal erschrecken sie mich geradezu, wenn sie barfuss hinter mich treten und mich fragen, ob ich einen Stuhl im Garten wolle.

Zum Guesthouse gehört ein kleiner Garten. Eher selten, in der Umgebung. Den pflegen die Angestellten geradezu akribisch. Unser Garten zuhause ist im Vergleich zum Ziergarten des Guesthouses, höflich ausgedrückt, ein Naturgarten. Die Männer um mich herum sind auch 24 Stunden am Tag am Wischen. Auch da kann ich nicht mithalten. In unserer Küche in Winti knirscht es an sechseinhalb Tagen in der Woche unter den Schuhsohlen, mit Ausnahme der Mittwochnachmittagsstunden, an denen unsere italienische Putzfrau verzweifelt versucht, dem Haushalt wieder Format zu geben. Ob mich der Manager rauswerfen würde, wenn er die Wahrheit über mich erfahren würde?

Allerdings: ich hab bei ihm einen Stein im Brett. Weil ich meine Rechnung für den November bereits am 20. des Monats bezahlt habe. Vor dem "Eidfest" brauchen alle Bengalen Geld, die lauten wie die leisen. Die Menschen haben in den letzten Tagen soviel Geld von ihren Konten abgezogen, dass einige Privatbanken in Liquiditätsschwierigkeiten gekommen sind. Die kurzfristigen Zinsen sind von den üblichen 10 bis 11% auf 12% hochgeschossen. Ich hab mir nichts vorzuwerfen: Meine 1123 Dollars für die Novembermiete haben den Liquiditätsengpass gelindert.

Aber zurück zu meinem Frühstück. Es verläuft also meist friedlich. Nicht so heute: Ein Inder, der seit längerer Zeit auch hier haust, und seine Nase dauernd in den Kühlschrank steckt, in der Küche (und laut ist, obwohl ein Ausländer), tritt an meinen Tisch heran. Ich erkundige mich, was er in Dhaka tue. Involviert in indische Hilfsprojekte, erklärt er. Ich bekunde mein Interesse, ob es möglich wäre, mehr zu erfahren oder gar hinein zu schauen. Bis jetzt bin ich damit sehr gut gefahren, die Leute sind meist ganz begeistert, wenn ich mich für ihre Welt interessiere.

"Wieso?" fragt er misstrauisch. Ich sei Journalistin, arbeite für den Daily Star. Er fährt mir übers Wort. Mit Journalisten wolle er nichts zu tun haben. Die seien zu nichts nutze. Würden nur schlechte Nachrichten

verbreiten. Ich solle doch mal die Zeitung aufschlagen. Nichts als Mord und Totschlag. Ich versuch's mit positiver Verstärkung: Er habe natürlich recht. Nur, wir würden auch versuchen, positive Geschichten zu schreiben. Ich halte ihm meine letzte Geschichte on happy children in a happy Waisenhaus unter die Nase, die ich zufällig vor mir habe. Titel: "We shall overcome". Er lese keine Zeitung, unterbricht er mich wieder, und sei auch nicht bereit, Journalisten irgendwelche Auskünfte zu erteilen. Wenn er keine Zeitungen lese, könne er ja gar nicht wissen, ob auch lustige Geschichten darin stünden, entgegne ich ihm höflich. Wenn er mir seine Projekte zeigen würde, könnte ich doch eine positive Geschichte darüber schreiben. Er wird immer lauter, immer unhöflicher. Dabei ist er Inder.

Die Angestellten des Hauses beobachten das Theater aus sicherer Distanz, sichtlich amüsiert, obwohl sie das Meiste nicht verstehen. Meine poached eggs sind mittlerweile nicht mehr knusprig crunchy, sondern steinhart und kalt. Langsam geht mir das indische Sperrfeuer auf die Nerven. Was kann ich dafür, dass in diesem Lande weibliche Neugeborene gefunden werden, denen die Köpfe abgeschnitten wurden, Frauen mit Salzsäure überschüttet werden, und Oppositionspolitiker, die angeschossen ins Spital eingeliefert werden, am nächsten Tag von ins Spital eindringenden Gunmen noch ganz erledigt werden? Um nur drei Schlagzeilen der letzten drei Tage heraus zu picken. Die Journalisten können wortlos zusehen, oder schreibend. Sie entscheiden sich oft für das letztere.

In der Zwischenzeit ist auch mein Tee kalt geworden, vom Toast ganz zu schweigen. Zum Glück läutet des Inders Telefon, er rennt weg. Der Hotelmanager würde besser die Inder aussperren, denk ich mir. Die Gedanken sind schliesslich frei.

Drei neue Strategien (24. Nov.)

Ich hab drei neue Strategien ausgeheckt, für den Alltag, und sie funktionieren alle. Erstens: Ich hab drei neue Wörter in Bangla auswendig gelernt. "Dan" für right, "bam" für left, und "soscha" für straight. Akhbar, der mir die Wörter beibringt, will wissen warum. Ich hätt die nächtlichen Abzweigmanöver satt, erklär ich ihm. Die Fahrer der Babytaxis, auch CNG genannt, die uns nach neun Uhr gratis nachhause fahren, wissen nicht alle, wo ich wohne. Obwohl Sharier immer behauptet, sie wüssten es. Da wir ihn immer zuerst ausladen, hat er keine Ahnung.

Von Shariers Wohnung geht's zurück auf eine grosse Verkehrsachse, die Mirpurroad, der Verkehr ist geteilt, die Fahrbahn vier bis fünf Auto breit. Wir kommen jeweils auf der Höhe der 10. Strasse raus. Ich muss in die dritte runter. Das heisst: der Fahrer hat siebenmal die Gelegenheit, nach rechts abzubiegen. Im Linksverkehr, der in Bangladesh herrscht, heisst das die Gegenfahrbahn zu überqueren. Was das heisst, hab ich oft genug geschildert. Oft muss ich siebenmal intervenieren, weil sie zu früh abbiegen wollen. Da ich nicht mit den Fahrern sprechen kann, muss ich meine Hand aus dem fahrenden Käfig hinaus halten, um geradeaus zu zeigen, was den bereits eingespurten Fahrer zu einem Schwenker zurück in die Strassenmitte verführt. Erstens hab ich Angst vor diesen Schwenkern und zweitens hab ich meine Hand lieber im Käfig, als ausserhalb. Weil ich ja nie weiss, was als nächstes an uns vorbeirast. Und wie nahe. Es ist gewaltig, wie viel Sicherheit einem drei kleine Wörter vermitteln können.

Zweitens: Ich bin nun doch von den (gelben) Taxis auf die CNG umgestiegen, um am Morgen ins Büro zu kommen. Der Grund: Die kleinen Babytaxis können auf dem verstopften Pantapath ganz links fahren, nahe dem "Trottoir". Wenn's gar arg ist, zahl ich dem Fahrer 30 Taka, hüpf raus, und lauf die letzten 300 Meter. Zum Schluss muss ich zwar durch eine dreckige, deprimierende Unterführung hindurch (die einzige, die ich je gesehen habe, in der Stadt), häng mir meine Tasche um den Hals, klammere mich daran und zwänge mich durch die Bettler und Händler hindurch. Die Ohrringe - obwohl nur junk, nichts wert, aber das kann ich einem Bettler kaum zuerst erklären - montiere ich mir dann jeweils erst im Büro, nachdem mir Mustak erzählt hat, die Bettler hätten seiner Frau die ihrigen einmal abgerissen. Das Ohr war futsch.

Und drittens hab ich meine Strategie gegenüber den Bettlern geändert. Ich trage immer viele kleine Noten mit mir rum, Kinder und Behinderte kriegen etwas, "gesunde" Erwachsene nicht. Ich hab das meinen Kollegen abgeschaut. Frau lernt nie aus.

Morgen beginnt nun also Eid. Die Menschen sind seit gestern daran, einem grossen Exodus gleich die Stadt zu verlassen. Sie hängen an den Bussen, sitzen auf den Dächern derselben, Barken und Fähren hoffnungslos überfüllt; egal wie, sie wollen nachhause, in ihre Dörfer.

Für mich heisst das: ab in die Natur, in die Sundarbans, die grössten Mangrovenwälder der Welt. Für alle, die mich vielleicht lesen: bis Samstag, auf diesem Kanal.

No tiger, no pirates, but a lot of peace (25. - 28. Nov.)

Eigentlich fühl ich mich etwas schuldig: Ich hab bis jetzt verschwiegen, dass Bangladesch ein wunderbares Land ist. Ausserhalb Dhakas.

Und natürlich gibt es auch innerhalb der Stadt viel Faszinierendes. Wenn ich jeweils durch die kaum mannsbreiten Gänge, links und rechts von meterhoch aufgetürmten Reissäcken flankiert, der riesigen Markthalle des Karwan Bazar streife, um mit Monjur zusammen die Preise von Zwiebeln, Milch, Gewürzen und Reis zu erfahren - vor Eid sind die Preise in die Höhe geschossen - ist es wie wenn ich in ein Meer von Farben und Düften eintauchen würde. Viele der Gewürztürme kenn ich weder dem Geruch, geschweige denn dem Namen nach.

Einzig die gut und gerne 10 cm langen Cockroaches, riesige Käfer mit Fühlern so lang wie ihre Körper, die mich, auf den offenen Reissäcken hockend, anstarren, vermögen mir den Appetit zu verderben. Sie sind überall, gelangen sie unter die Füsse der Marktbesucher, hinterlassen sie ein knirschendes Geräusch, und eine fettige Sauce am Boden.

Vor Eid haben die Händler vielerorts nicht nur die Preise in die Höhe geschraubt, sondern auch die Gewichtsteine ihrer simplen Waagen einer Diät unterzogen. Ein Kilo ist kein Kilo mehr. Die Zeitungen empören sich darüber. Ich hab die Probe aufs Exempel gemacht und mir 100 Gramm Mandeln beschafft. Es waren vielleicht 60, der Preis entsprach mindestens dem von 120 Gramm, auch weil ich Ausländerin bin. Für diese gilt grundsätzlich ein anderer Tarif, auf den Märkten, in den Shops und im Transportwesen.

Womit ich bei meinem Trip in die Sundarbans wäre, den grössten Mangrovenwäldern der Welt. Das schwierigste an diesem Viertageunterfangen war, am frühen Dienstagmorgen ein CNG zu kriegen. (Zudem hat mich kurz vor meiner Abreise fast der Schlag getroffen: Das Frühstückstablett, das morgens um halb neun in das Zimmer neben mir wandert, gehört dem Inder. Dieser würdigt mich seit unserem wenig fruchtbaren Gespräch keines Blickes mehr, geschweige denn eines Wortes. Aber das ist wohl auch besser so.)

Zusammen mit Rani vom Guesthouse kapern wir ein CNG, doch der Fahrer will von Anfang an 100 Taka, um mich nach Gulshan II zu bringen. Seinen Taximeter will er schon gar nicht in Gebrauch nehmen, als er mich sieht. Rani wird wütend, schnauzt ihn an. Ich mag nicht verhandeln, heute. Schliesslich ist Eid, ich will dass mich der Fahrer pünktlich am richtigen Ort absetzt, und willige in den Deal ein. Sein Gesichtsausdruck beweist, dass ich ihm gerade ein Eid-Geschenk gemacht hab.

Ein klein wenig will ich auf diesem Kanal über die Sundarbans verraten, aber nicht zuviel. Ich möchte dazu in der Schweiz etwas machen, ich hoffe ihr verzeiht mir das. Für den Daily Star schreib ich eine feature story darüber. Eigentlich hoffte ich, Chefreporter Sharir für einmal entwischen zu können. Doch einmal mehr beweist er Schläue: Mein Hinweis, nach meiner Rückkehr, ich könnte nichts neues berichten, kontert er damit, ich soll doch eine feature story für die holiday page oder das Magazin schreiben. Und damit bleibt es dabei: ich hab noch keinen Trip ausserhalb Dhakas gemacht, ohne nicht darüber zu berichten.

Um das wichtigste vorwegzunehmen: Wir haben keinen bengalischen Tiger gesehen. Und ich bin dankbar dafür. Allerdings: Es gibt davon auch nicht mehr allzu viele. In dem über 6000 Quadratkilometer grossen Gebiet gab es vor 10 Jahren noch über 400. Heute schätzen Experten, dass es nur noch gut 200 sind. Der Grund: Mensch und Tier kommen sich immer öfters in die Quere. Die Begegnungen kosten Blut, auf beiden Seiten: In den letzten 17 Jahren haben die Tiger über 400 Menschen tödlich verletzt, zum letzten Mal vor einem Jahr, als ein Honigsammler Opfer wurde.

Die Fussabdrücke und Kratzspuren an den Baumrinden beweisen mir zur Genüge, wie meine Haut aussehen würde, geriete sie unter die Pranken der royal tigers. Zwar begleiten uns zwei bewaffnete Guards vom Forest Department, aber mein Vertrauen in die Ausrüstung der beiden ist beschränkt. Die Waffen, die sie stolz um den Hals tragen, stammen aus dem letzten Weltkrieg, die Patronen tragen meinen Jahrgang. Zudem fürchten sich die Bengalen schrecklich vor den wilden Tieren des Waldes. Ob sie überhaupt je ihre Waffen abfeuern würden, steht in den Sternen.

Die Hauptbeschäftigung der Forest Guards besteht zudem darin, die illegalen Tätigkeiten im Dschungel zu organisieren. Sie sind die Wächter darüber, dass nicht zuviel gewildert und gefällt wird, und gleichzeitig die Organisatoren derselben Aktivitäten. Wie alle Staatsangestellten können sie von ihren Gehältern nicht leben. So machen sie gemeinsame Sache mit den Wilderern und Holzfällern. An den Forest Guards kommt niemand vorbei, weder gut noch böse. Zum Glück wird alles noch von Hand gemacht. Wehe den Sundarbans, wenn die erste Kettensäge den Weg in den Wald findet. Die Dichte des Dschungels ist allerdings gleichzeitig sein Schutz: Es ist ein Sumpf, wer hinein will, versinkt bis zu den Knöcheln darin. Wir haben es ausprobiert. Weit kommt man nicht.

Auch mit Piraten müssen wir es nicht aufnehmen: Diese sind zwar eine Gefahr für die einheimischen Fischer, die auf ihren Booten leben, doch wir sind eine Nummer zu gross für sie.

"Eingesperrt" auf unserem Boot, geniessen wir vier Tage in unendlicher Ruhe. Der Kontrast zu Dhaka könnte grösser nicht sein. Der einzige Lärm ist unser eigener Motor, und die lieblichen Geräusche, welche Hirsche, Affen und unzählige Schmetterlinge und Vögel, in allen Farben, hinterlassen. Heaven on earth, quasi. Sobald jeweils die Nacht über den Wald und die Bay of Bengal fällt, spenden uns nur noch die von der Crew aufgehängten Öllampen und die Sterne Licht. Viel zu tun gibt es jeweils nicht mehr, ausser Erfahrungen auszutauschen, und in die Nacht hinein zu lauschen.

Auf einem der wenigen möglichen Spaziergänge, durch eine der seltenen Lichtungen hinunter zur Bay of Bengal, treffen wir auf Bauern, die am Gras schneiden sind. Sie kommen auf uns zu, zeigen auf eine Wunde am Bein eines jungen Burschen. Sein älterer Begleiter hat ihm mit der Sichel aus Versehen ins Bein gehackt. Die Wunde lässt sich mit unserer Notapotheke leicht verarzten. Doch wehe jenem, dem ein grösseres Missgeschick widerfährt: Wie ein Biss der unzähligen giftigen Schlangen, beispielsweise. Die Zivilisation ist zu weit entfernt, um Hilfe zu leisten.

Wir sind deshalb sehr vorsichtig, machen viel Lärm bei unserem Streifzug durch das hohe Gras. Der anschliessende lange Spaziergang dem Sandstrand entlang, unberührt von der Zivilisation, sind Balsam auf meine verkehrsgeschädigte Seele.

Meinen Begleitern geht's nicht anders. Fast alle sind Westler, die in Dhaka für NGOs, Botschaften oder das Cholerahospital arbeiten. Sie leben in den teuren Vierteln von Dhaka, Gulshan und Banani, hinter hohen Zäunen und metallenen Toren, ihre Kinder gehen in die internationalen Schulen, wo nichts an den Alltag der Strassenkinder Dhakas erinnert. Zwar hat es in den internationalen Schulen auch viele bengalische Kinder. Doch die leben in noch grösseren Villen, mit Swimmingpools und Garten. Die reichen Bengalen zahlen keine Steuern, nur einen Bruchteil ihrer Strom- und Wasserrechnungen. Wenn überhaupt.

Der Weg zurück zum Schiff ist von einem Creek abgesperrt. Wir müssen da durch, doch die Ebbe ist längst gewichen, die Flut ist zurück. Das Wasser steht den Kleineren der Gruppe nicht nur bis zum Halse, sondern buchstäblich bis zur Nase, unsere Taschen mit den Kameras balancieren wir auf den Köpfen. Die Forest Guards rennen mit entblössten Oberkörpern hin und her, um Lasten hinüber zu bringen. Nicht zum ersten Mal sind wir durchnässt, heute, doch die Kleider trocknen an unseren Leibern schnell.

Das Eintauchen in den Alltag in Dhaka wird uns dadurch erleichtert, dass viele Leute immer noch auf dem Land sind. 80% der Bevölkerung hat die Stadt vor Eid verlassen. Es dauert noch einige Tage, bis in der Metropole wieder das normale Chaos herrscht.

L'italianita (29. Nov.)

Als Gott "meinen" Inder erschaffen hat, muss er gleichzeitig Bruno kreiert haben. Sozusagen als Gegenstück. Um die Menschlichkeit im Gleichgewicht zu halten.

Bruno treffe ich im Guesthouse. Ich wart auf mein Essen, spät abends, er rauscht hinein. Sein "hello" ist italienisch gefärbt und ich wechsle auf italienisch. Sein Herz macht einen doppio salto mortale. Ob ich ein Bier wolle, lacht er mich an. Bier? Wo er das denn herhabe, will ich wissen. "Comprato, al aeroporto", erwidert er verschmitzt.

Bruno, schon leicht angegraut, gegen 50 wohl, aus der Nahe von Verona stammend, setzt sich zu mir. Er sei Sklavenhändler, erklärt er mir. Er kaufe sie hier en gros ein, und verkaufe sie in Europa stückweise. Mir bleibt ein Pouletbrocken in der Kehle stecken. Ich starr ihn an. "Sei sincero?" will ich wissen, und versuche seinem Gesicht zu entlocken, ob er mich auf den Arm nimmt. Dreimal frag ich ihn, dreimal bestätigt er sein Metier. Ich folge meinem Instinkt. "Non ci credo," sag ich schliesslich, und er platzt vor Lachen.

Ich weiss nicht ob ich das lustig finden soll. Er entschuldigt sich und erklärt, dass er das immer tue. Das sei eine gute Methode, herauszufinden, welche Art Leute man vor sich habe. "Und?" will ich wissen. "Du bist intelligent," schliesst er.

Im gleichen Moment fallen Faiza, die Kulturredaktorin, und Nadem, der Jazzlehrer ins Haus. Faiza lebt in der Nähe, kommt abends oft vorbei, Nadem immer im Schlepptau. Nadem, der schwitzige Hände bekommt, wenn er mich grüsst, der mich als erster, und wohl auch letzter Mann in diesem Lande bei der ersten Begegnung auf beide Wangen geküsst hat, sehr zum Missfallen von Faiza, die mit ihren bald 60 Jahren darüber wacht, dass sich keine Männer an mich ran machen. Bis anhin erfolgreich. "Was mach ich auch, wenn du nicht mehr bist," ist ihre stereotype Einführung, wenn sie reinplatzt. Ich kontere gleich stereotyp, wie sie denn die letzten 60 Jahre überlebt habe.

Bruno offeriert allen Bier, schaut Faiza an. Ob sie dazu etwas Marihuana rauchen wolle. Diesmal erlöst uns sein Lachen schneller. Bruno stellt sich immer mehr als Perle heraus. Er ist nur zwei Tage im Guesthouse, doch will er morgen Abend für uns kochen, all' italiana. "Non c'e problema, anche doppo le nove". Wir sind etwas unsicher. Er sei geschieden, weil er zu gut gekocht und gebügelt habe, grinst er. Wir beschliessen, dass wir uns das nicht entgehen lassen wollen. Ich verspreche, eine Flasche Wein aufzutreiben, keine Ahnung wie und wo.

Meine Freunde müssen los, ich bin Bruno alleine ausgesetzt. Er will wissen, was ich im Leben suchen würde. Ich beiss mir auf die Lippen, verpass den Pouletknochen. Bin ich doch auch nach Bangladesh gekommen, um heraus zu finden, was ich im Journalismus eigentlich verloren habe. Ob ich am richtigen Ort bin und wie es weiter gehen soll. Muss er gleich so persönlich werden? Ich weiche aus. Mit Verweis auf das Elend in den Strassen von Dhaka meint er, die Menschheit sollte sich weniger mit Nuklearsprengköpfen und Krebsgeschwüren beschäftigen und mehr mit der Ungerechtigkeit. Diese sei la ragione principale dafür, dass die Menschen nachts nicht schlafen könnten. Zum Abendessen morgen wird Bruno mindestens als "antipasti" Philosophie auftischen, befürchte ich.

Zu viele Menschen, zuwenig Quadratmeter (30. Nov.)

Heute will ich eine Slumschule und den Slum nahe meiner Strasse aufsuchen. Dort war ich noch nie. Doch zuerst muss ich eine Flasche Wein auftreiben. Meine einzige Hoffnung ist die Alliance Francaise. Der einzige Ort, wo ich Alkohol konsumiert hab. Ob sich der französische Direktor gleich einfach bestechen lässt wie die Bengalen? Ein Versuch ist es wert. Philippe ist nicht gerade begeistert. "Une bouteille de vin rouge?" Er wisse nicht, ob noch was da sei. Ich streck ihm 500 Taka hin, versprich ihm, niemandem etwas zu sagen, die Flasche versteckt ins Guesthouse zu transportieren. "Pourquoi pas?" meint er schliesslich. Ich hab etwas geschwindelt, hab gesagt, es sei für einen anniversaire. Meine Mutter hat mich gelehrt, dass Notlügen erlaubt sind. Ich bin ihr dankbar.

Der Besuch in der Slumschule und dem daran anschliessenden Slum von Mohad Bazar ist ermutigend und niederschmetternd zugleich. 600 Kinder fasst die Schule, die Kinder kommen in drei Schichten, viele arbeiten nach dem Unterricht.

Die Familien leben, bis zu 15 Personen umfassend - in einem Zimmer, 1000 Taka Miete monatlich oder 25 Franken, kosten die 5mal5 Meter, egal ob Zement- oder Erdboden. Landlords werden auch mit armen Menschen reich. Die fünf Gaskocher im Freien werden mit anderen 24 Familien geteilt. Geteilt werden auch die "Badezimmer". Die Hütten und Häuser sind durch schmalste Gänge voneinander getrennt, Öffnungen im Boden geben eine schmutzig-stinkige Brühe preis. Diese fliesst ungestört in den nächsten Fluss. Wasser ist nicht einmal in den besten Häusern der Stadt ab dem Hahnen trinkbar. Der Sportreporter Hassan hat mir erzählt, dass er das Wasser zwei Stunden lang koche, bevor er es weiter verwende.

Überall Menschen, Kinder, Tiere. Auf jedem Quadratzentimeter scheint jemand zu leben. Bangladesh hat eine der höchsten Bevölkerungsdichten der Welt. 1000 Leute auf einen Quadratkilometer. In den Slums von Dhaka sind es 20'000 auf einen Quadratkilometer. Dass die Menschen trotzdem so fröhlich sind, lachen, sich freuen, wenn sie mich treffen, überrascht mich immer wieder. Alle wollen sie fotografiert werden. Ob Armut hier einfacher zu ertragen ist als Armut in der Schweiz? Manchmal hab ich diesen Eindruck. Hier ist man immerhin nicht alleine. Die Mehrheit der Bengalen lebt unter dem Existenzminimum.

Wer in die Schule kann, hat eine Chance. Der vierundzwanzigjährige Uddin erklärt mir, er wolle keine Familie, bis er genug verdiene. Heute verdient er sich seine 40 Taka im Tag mit der Arbeit in einer Textilfabrik. Doch die meisten können nicht zur Schule. Das ganze Land hat über 9 Millionen Kinder, die nie ein

Schulzimmer gesehen haben. Fahima ist eine von ihnen: Sie ist zwölf, und verheiratet. Ihre Eltern haben sie an den Haushalt ihres 18-jährigen Mannes abgegeben. So brauchen sie nicht mehr für sie zu sorgen. Die meisten Mädchen, die verheiratet werden, sehen ihre eigenen Familien nie mehr. Noch immer werden in Bangladesh über 90% der Hochzeiten von den Eltern arrangiert. Fast immer aus ökonomischen Gründen.

Ich schaue Fahima an, und meine Gedanken schweifen ab. Meine Tochter ist soeben 19 geworden. Ich versuche mir vorzustellen, wie es wäre, wenn wir sie nach der 6. Primarklasse verheiratet hätten. Und ich sie seit her nie mehr gesehen hätte. Der Versuch misslingt. Meine Phantasie reicht nicht aus.

Nuklearsprengköpfe sind den Menschen im Westen - und den regierenden Schichten in diesem Lande - wichtiger als die Gerechtigkeit. Wie recht Bruno hatte.

Zwei Welten (1. Dez.)

Fortunato, ein italienischer Freund Brunos, versucht in Bangladesh das Schuhgeschäft so aufzubauen, dass die ganze Wertschöpfungskette hier im Lande stattfindet, inklusive Design. (Der Abend vereinte vier Bengalen, zwei Italiener und meine Wenigkeit, um eine Tafel voller italienischer Köstlichkeiten, und einer Flasche Wein.) Pinaki, Nadem und der Architekt Tawfique waren mit von Partie und wollen von Fortunato wissen, was für ihn als Geschäftsmann in Bangladesh schwierig sei. "Die junge Generation meint, Business bedeute, in möglichst kurzer Zeit möglichst viel Geld machen. Doch business is about long term relationship, about building up reputation and confidence," erklärt der bereits in die Jahre gekommene Fortunato den jungen Bengalen. Das sei normal für eine junge Nation, bringe das Land aber nicht weiter. Meine Kollegen stimmen ein. Tawfique erzählt, wie ein Bekannter eine grosse Quantität Hemden verschifft habe, schachtelweise nicht fertige genähte Ware, nur um einen einmaligen Profit zu machen.

Dasselbe bekomme ich am nächsten Morgen in einer Textilfabrik zu hören.

Ich war mit Mustak auf der Schweizer Botschaft, um ihm mit dem Visa zu helfen. Meine Anwesenheit beschleunigt das Verfahren, Mustak kann seine Papiere morgen schon abholen. Weil er gerne auch noch ein Visum für Deutschland hätte, für eine Steppvisite bei einem Freund, suchen wir seine Cousine auf. Ihr Mann ist Besitzer einer der grossen Textilfabriken, und Deutscher. Wir hoffen, von ihm ein Empfehlungsschreiben zu erhalten. Es ist für die Bengalen praktisch unmöglich geworden, Visen für westliche Länder zu bekommen. Ausser man hat viel Geld oder Beziehungen. Villenbesitzer Stephan empfängt uns zwar, doch ist er heute Österreicher; er könne nichts für Mustak tun. Ich bin mir sicher, dass er lügt. Seine bengalische Frau hat uns zwei Minuten vorher an der Türe noch versichert, das sei kein Problem. Entweder kennt sie die Nationalität ihres Ehemannes nicht, obwohl seit 15 Jahren verheiratet, oder dieser wechselt diese so schnell wie ein Chamäleon die Farbe.

Ich versuche auf andere Art Nutzen aus unserem Besuch zu ziehen. Ob wir seine Fabrik anschauen könnten, erkundige ich mich. Das wiederum ist kein Problem. Stephan macht 30 Mio. Dollar Umsatz jährlich. Seine Fabrik ist eine der wenigen im Lande, welche die Löhne monatlich pünktlich zahlt. In vielen Fabriken, auch in Medienunternehmen, notabene, verpulvern die Besitzer das Geld, bevor sie die Gehälter bezahlen. Sie schulden den Angestellten die Löhne für viele Monate. Die Demonstrationen dagegen bewirken nichts. Die Leute in den Textilfabriken, die 85% zum Brutto sozialprodukt Bangladeshs beitragen, verdienen zwischen 1800 und 2200 Taka im Monat, das sind 40 bis 50 Franken. Bis die Waren in den Gestellen bei Aldi in Deutschland, Walmart in den USA oder H&M in der Schweiz liegen, verdienen mindestens 12 weitere Personen daran. Die Grösse der Villen in Banani und Gulshan ist proportional zu den Margen, welche die Fabrikbesitzer einsacken.

Der bengalische Manager der Fabrik führt uns durch die verschiedenen Etagen. Es sind helle luftige Räume, an vier Tagen die Woche ist medizinische Versorgung verfügbar, die (obligatorischen) Überstunden werden den Angestellten doppelt entschädigt, ein Arbeitstag hat acht Stunden, eine Stunde Mittagszeit, die Angestellten sind alle mindestens 18 Jahre alt. In den meisten der 3500 Textilfabriken im Lande geht es anders her und zu. Der Manager hat 12 Jahre in den USA gelebt. Er sei vor vier Jahren zurück gekommen, und sei geschockt gewesen. "Bangladesh hat sich nur zum negativen verändert," beklagt er sich. Ich will es genauer wissen. "Alle wollen über Nacht reich werden. Etwas anderes interessiert die Leute nicht." Zudem habe er Angst. "It's not safe to live here."

Aus diesem Grunde sehe ich die weisse Schicht auch nie auf der Strasse. Die Menschen bewegen sich von ihren Villen in ihre Autos, von den Autos in die Hotels, die pro Nacht 300 Dollars kosten, von der Lob-

byhalle zurück ins Auto, von da in die "Konzerthalle" (einmal im Jahr, wenn das Goethe Institut ein Konzert organisiert), oder auf den Flughafen, um ausserhalb des Landes zum Arzt oder in die Schule zu gehen, Ferien oder Business zu machen. Als Mustak und ich die Rikscha erwähnen, mit der wir zurück ins Büro wollen, beweist der Gesichtsausdruck der bengalischen Ehefrau des Villen- und Fabrikbesitzers, dass sie sich kaum je auf ein Velo gesetzt hat. "Und die Handtasche?" schaut sie mich entsetzt an. Es gibt in Dhaka zwei Welten.

Die zweite Welt treffe ich am Abend wieder. Ich muss mit Faizah das Konzert des Goethe Institutes abdecken. Sie hat Angst, die Musiker nicht zu verstehen, weil sie kein Deutsch kann. Ihre Nervosität wäre nicht nötig gewesen. Die Musiker sprechen Englisch. Nervös machen mich vielmehr die mit MPs versehenen Militärs, die wir beim anschliessenden Essen im Sheraton Hotel antreffen. Am Morgen sind Drohungen gegen britische und amerikanische Institutionen eingegangen. Die nimmt in Bangladesh zwar niemand ernst, aber bei den beiden Nobelhotels, wo die meisten Weissen absteigen, sieht man das offenbar anders. Vor mir tauchen die Zeitungsbilder aus Istanbul auf. Wir führen hastig unsere Interviews, stellen sicher, dass wir nicht mit hungrigem Bauch ein Taxi suchen müssen, und machen uns aus dem Staub. Ein Polizist hilft uns, in der Dunkelheit ein Cab zu finden. "Meinst du, ein Attentat auf das Sonargon Hotel könnte uns treffen?" fragt Faizah plötzlich. Das Sonargon liegt gleich hinter der Moschee, die an die Redaktion angrenzt. Ich sei bei einem Bombenanschlag noch nie dabei gewesen, grinse ich sie an, und wüsste es deshalb nicht. Gerade wohl fühle ich mich aber auch nicht. Zumal genau heute, eher zufällig und zum ersten Mal in Dhaka in dieser Grösse, ein Waffenlager von der Polizei gefunden wurde. Handgranaten, Handfeuerwaffen und Bombenmaterial in grossen Mengen.

Alles ist relativ, auch die Pressefreiheit (1. Dez.)

Der Chefredaktor Mahfuz Anam hat die Premierministerin getroffen. Er habe sie gefragt, ob sie zufrieden sei mit dem Zustand der Pressefreiheit in diesem Lande. Die Premierministerin: Ja, nur sei sie enttäuscht, dass viele Journalisten "gegen das Land" schreiben würden. Mahfuz hat ihr darauf geantwortet, dass es auf die Perspektive ankomme. Wenn er als Schreibender der Meinung sei, für das Land zu schreiben, könne sie sehr wohl der Ansicht sein, er schreibe gegen das Land.

Gegen Abend treffe ich Rupa, eine der kritischsten und bekanntesten TV-Journalistinnen des Landes, und erfahre, wie es wirklich um die Pressefreiheit steht. Rupa fühlt sich elend, in ihrem Job. Politische Stories dürften sie keine mehr machen, und wenn sie sich erdreisten würden, werde entweder vor der Ausstrahlung zensuriert, oder die Regierung stehe postwendend im Sender. Es vergehe kein Tag ohne Drohungen aus dem Informationsministerium. Vor einem Jahr erst hat die Regierung einem anderen Sender die Lizenz entzogen. Offizieller Grund: Ein Verfahrensfehler beim Ausstellen der Lizenz. In Tat und Wahrheit war der Sender den herrschenden Schichten im Lande nicht genehm. Rupa fürchtet dasselbe für ihren Sender.

Ich will von Rupa wissen, wieso der Daily Star freiere Hand habe als ihre TV-Station. "Weil die Mehrheit der Menschen nicht lesen kann, sind Zeitungen keine wirkliche Gefahr, schon gar nicht englische. TV jedoch versteht jeder, sieht jeder. Du erreichst den hinterletzten Bauern auf dem Lande." Sie hätte letzthin eine Geschichte gemacht über die Gefängnisse. Man habe ihr nur erlaubt, zu filmen, ohne Ton oder Kommentar. Für die nächsten Monate fürchtet Rupa noch schlimmeres: Die herrschenden zwei Parteien haben in den letzten Jahren total versagt. Trotz den Billionen von Dollar Hilfe von aussen sind nur die Reichen reicher geworden; nirgendwo auf der Welt mit dieser exponentiellen Geschwindigkeit: Vor fünf Jahren verdienten die reichsten 5% der Bengalen 18mal mehr als die Ärmsten: heute bereits 30mal mehr. Wäre das Geld den Armen direkt zugeflossen, ginge es den Menschen heute besser.

Pinaki gesellt sich zu uns. "Einst haben uns die Portugiesen, dann die Briten, danach die Pakistani ausgebeutet. Seit der Unabhängigkeit beuten uns die eigenen Landsleute aus, die Inder klauen uns unser Wasser und die industrialisierte Welt überlasst uns die Folgen des Klimawandels." Pinaki setzt wie Rupa wenig Hoffnung in dieses Land. Das Land versinke in Anarchie, "law and order" seien leere Worthülsen, die Gewaltentrennung ebenso. Die Zeitungen sind in der Tat täglich voll davon. Viel ist die Rede von einer "dritten Kraft".

Rupa befürchtet, dass dies nur das Militär sein kann. "Martial Law; dann wird alles noch viel schlimmer." In meinem Inneren sagt etwas, dass sich die Militärs, wenn schon, bis nach Weihnachten gedulden sollten.

Rupa will weg. Sie hat eine Scholarship gewonnen, in Holland, und wird nächstes Jahr während dreier Monate einen Broadcasting-Lehrgang absolvieren. Sie hofft, danach in Europa bleiben zu können. Obwohl sie verheiratet ist.

6 mal Tee und 15 Stühle (2. Dez.)

Meine Tage werden immer voller. Bis jetzt hab ich nicht viel über meinen Schreiballtag erzählt. Da heute wieder mal ein typischer Arbeitstag stattfindet, will ich den für einmal schildern. Mittlerweile arbeite ich viel für Monjur, den Business-Chef. Das gefällt mir: erstens lerne ich viele spannende Persönlichkeiten kennen, zweitens komme ich mit Monjur zu mehr Bewegung, weil auch er gerne läuft, und drittens nimmt er mich immer an der Hand, wenn wir eine Strasse überqueren. Und zwar ganz fest.

Das ist auch nötig, denn der Verkehr hat Dhaka wieder fest in seinen Klauen. Heute bin ich um ein Haar zwischen zwei Busse geraten. Das heisst, ich bin dazwischen geraten: Rechts der eine, stehend, vorne links kommt ein zweiter, er überholt den ersten und will vorne wieder rein, doch im Zwischenraum stehen wir. Monjur haut auf den fahrenden Bus ein, doch der kommt uns immer näher, weil er die Kurve schneidet. Schliesslich zieht mich Monjur hastig durch die letztmögliche Lücke, bevor sie sich schliesst. Ich wisch mir den Schweiss ab.

Die meisten Busfahrer haben nie gelernt, einen Bus zu fahren. Sie kaufen sich eine Lizenz, und basta. So wie man sich halt alles kauft, in diesem Land, weil der legale Weg viel zu mühsam ist. Ein Visa kostet 100000 Taka, ein Geburts- oder Todeszertifikat 800 Taka. Letztere wären für 40 Taka zu haben - aber es braucht mindestens 12 Unterschriften und Stempel. Die Kosten für eine Baubewilligung sind abhängig davon, ob in einer Bauzone oder ausserhalb davon gebaut wird.

Heute machen wir uns um 11 Uhr auf die Piste. Zuerst mit dem Doppelstöcker, relativ neue Volvos, die einzigen Busse die nicht auseinander fallen, weiter mit einer Rikscha zum CEO von Pran, dem grössten Foodprozessor in Bangladesh. Tee und Stuhl werden offeriert. Das Gespräch ist spannend, viel ist die Rede von social responsibility, wir haben einen echten Entrepreneur vor uns, der nicht am schnellen Geld interessiert ist, sondern am Schaffen von Jobs. "80% der Menschen leben immer noch unter der Poverty line, 60% haben kein Land. Wer nicht mithilft, die Armut vor allem auf dem Lande zu bekämpfen, indem er Arbeitsplätze schafft, versagt," ist Khan sich sicher. Eine Wohltat, seine Ansicht, und eine erfolgreiche Wirtschaftsgeschichte, seine Unternehmung. Ich werd die Story für den Daily Star heute Abend schreiben, und wünschte mir, die Handelszeitung würde sich etwas mehr für die Dinge interessieren, die ausserhalb des Heidilandes stattfinden.

Die Börse ist gleich nebenan. Monjur benutzt die Gelegenheit, mir diese zu zeigen. Auch weil er noch einen Kauforder deponieren will, bei seinen Kollegen. Die Broker fragen mir ein Loch in den Bauch, über die Schweizer Börse. Erneut Tee und Stuhl. Das Gebäude der Börse ist total hässlich, einen Ringhandel gibt's es seit kurzem nicht mehr, der Handel findet mittlerweile elektronisch statt. Aber die Eingeweide des Börsengebäudes haben nichts gemeinsames mit dem Innenleben der mir bekannten Zürcher Nobelinstitution. Auch der CEO der Börse will uns noch Stuhl und Tee offerieren. Wir lehnen nicht ab.

Über 200 Firmen sind am Bangladesh Stock Exchange gelistet, 12 davon sind multinationale Firmen. Monjur wird das Gespräch zu einer Geschichte ausbauen.

Weiter zu einer Zementfirma, von welcher Monjur Aktien besitzt und die sich im gleichen Stadtviertel befindet. Diese sind in Bangladesh immer noch physisch vorhanden. Die Aktionäre deponieren sie bei der Firma, holen dort ihre Dividenden ab. Diesmal will Monjur die Papiere verkaufen. Er muss den Verkauforder mit vielen Formalitäten einleiten, muss unterschreiben hier und da. In den nächsten Tagen kann er per Telefon den Verkaufsbefehl geben. Ich erinnere mich, dass mein Grossvater Saurer Aktien hatte, physisch. Das war in meiner Kindheit. Seither hab ich keine mehr in der Hand gehabt.

Es ist bereits vier Uhr. Doch wir müssen noch herausfinden, ob in der bangladesischen Arbeitgebervereinigung ein Pressebriefing stattfindet, und wann. Denn in Dhaka findet dieser Tage zum ersten Mal die asiatische Arbeitgeberkonferenz statt. Die Stadt ist stolz. Der Pressechef der nationalen Vereinigung steht zwar vor dem Gebäude, doch kann er keine Auskunft geben, weil er auf einen VIP wartet. Wir hinein ins Gebäude, Treppen rauf und runter, Fragen hier und dort. Niemand kann helfen. Niemand weiss etwas. Aber hier einen Tee und dort einen Stuhl. Schliesslich stossen wir doch noch auf Gehör beim Pressechef. Er offeriert Tee und Stuhl. Meine Blase ist nahe am Bersten. Die Pressekonferenz finde erst morgen statt,

richtet er uns aus. Hätte er uns das eine Stunde zuvor vor dem Gebäude preis gegeben, hätten wir mindestens drei Teerunden verpasst.

Die Nacht fällt bereits über Dhaka, wir kommen in den Abendverkehr, müssen uns sputen, unsere Geschichten müssen morgen ins Blatt. Ich bin todmüde, die Stadt laugt aus. Aber das Schreiben macht Spass. Egal wie spät es dabei wird.

Auch Licht kann eine knappe Ressource sein (3. Dez.)

Beide sind abgereist, der Inder und Bruno. Mir soll's recht sein. Der Inder war ungehobelt, und Bruno ist zur kulinarischen Belastung geworden. Er hat jeden Abend auf mich gewartet, egal wie spät ich eintrudelte, einmal mit pasta alla nonna, und vitello al limone. Am nächsten Tag mit pasta con frutta di mare und pollo. Bruno hat die Küche mit dem banglalischen Koch geteilt, der fühlte sich genauso verantwortlich für mich. Doch zwei "kochende" Männer sind selbst für mich zuviel. Zum Glück hab ich meine Jeans zu Hause gelassen. Die lokalen Klamotten verdecken die Rundungen, die sich an meinem Körper bilden. (Eine Jogging-Tour hab ich noch nicht gefunden.)

Dafür sass heute eine Dänin, Kirsten, an meinem Frühstückstisch. Sie war 1971 in Dhaka, als die pakistanische Armee mit Panzern und Bomben das Morden gegen die bengalische Bevölkerung begonnen hat. 3 Millionen Bengalen sind damals gefallen, darunter viele Intellektuelle. Monjur, der Wirtschaftsjournalist, meint, die Ökonomie des Landes würde immer noch darunter leiden. Es fehle eine Generation potentieller Leader. Kirsten ist der gleichen Ansicht. Trotzdem habe das Land Fortschritte gemacht, wirtschaftlich. "Not politically, that's a distaster." Die Politikwissenschaftlerin ist seit 1971 immer wieder nach Bangladesh zurück gekehrt. So schlimm wie es heute um "law and order" stünde, sei es in den letzten 30 Jahren aber nie gewesen. Ihre Aussagen beruhigen mich nicht sonderlich.

Ich denke an meine nächtliche Rückfahrt gestern von Faridpur. Ich hab mir mit Alain, dem belgischen Mitarbeiter der Intercooperation, Farmprojekte angesehen. Faridpur liegt zwischen 3 bis 4 Stunden entfernt von Dhaka, wir müssen den Padma (Ganges) überqueren. Wer eine Fähre benutzt, muss viel Zeit einrechnen. Denn das geht dann so: Die Fähre legt an, alle Fahrzeuge, überladene Bus und Trucks, versuchen im gleichen Moment von der schwimmenden Plattform wegzukommen. Im genau gleichen Augenblick wollen alle wartenden Fahrzeuge auf die gleiche Plattform gelangen. Wenn das Timing stimmt, finden sich die "Stehzeuge" kurz darauf ineinander verkeilt wieder auf der sandigen Rampe, die je nach Wasserstand eine gewisse Steilheit aufweisen kann. Viele Trucks kommen ohne Schwung von der weichen Unterlage nicht mehr weg, weil sie zu schwer sind, respektive ihre Motoren zu schwach.

Obwohl wir um 6 Uhr starten, können wir unmöglich vor Einbruch der Dunkelheit zurück sein. Auch Alain versucht, wenn immer möglich, nachts nicht mehr auf den Strassen zu sein. Vor allem über Land: Die meisten Busse und Trucks fahren ohne Licht. Unser Fahrer meint, die Chauffeure wollten Licht sparen. Licht sparen und das Leben riskieren? Mich stört die Priorität. Rechts und links der Strasse tummeln sich lichterlose Rikschas, das kleine Lämpchen, das sie gelegentlich unter dem Fahrgastsitz haben, ist in der Dunkelheit - auf den Strassen liegt um diese Jahreszeit ein nebelartiger Dunst aus Staub, Smog und Nebel - von fern nicht zu erkennen. Deshalb fahren alle in der Mitte der Strasse. Das geht solange gut, als einem kein Fahrzeug entgegen kommt. Hat dieses Lichter, kann man versuchen auszuweichen. Hat es kein Licht, dann gute Nacht. Die Buswracks am Strassenrand erinnern einen daran, wie die Reise auch enden kann. Alain und ich schnaufen auf, als wir endlich den Stadtrand von Dhaka erreichen. Ich hab nicht weniger als zehn Vollbremsungen unseres Fahrers gezählt.

Der Tag selbst war allerdings wunderbar. Ich besuche Bauern, die Jungpflanzen aufziehen. Seit einem Jahr sind sie daran, sich in Genossenschaften zu organisieren. Überall werde ich mit Blumen empfangen. Sie wollen wissen, was ich von Bangladesh halte und wie die Bauern in der Schweiz organisiert seien. Ich erzähl ihnen, wie die SVP mit nurmehr 4,9% Bauernanteil es schafft, ein ganzes Land auf den Kopf zu stellen. Sie sind beeindruckt: Ihre Organisation werde dereinst auch viel Einfluss haben. Ich hoffe es für sie. Die Bengalen auf dem Lande krampfen, von frühmorgens bis spätabends. Und kommen doch auf keinen grünen Zweig. Umso stolzer sind sie, dass eine Schweizerin ihre Plantagen und homesteads besucht. Ich bin immer wieder beeindruckt von der Sorgfalt, mit der sie ihre bescheidenen Hütten pflegen, und die Äcker bestellen.

Später sitze ich mit rund 20 Frauen zusammen. Dank dem, was ihnen Alain und die mit der Intercooperation zusammenarbeitenden lokalen NGO beigebracht haben, können sie heute von ihrer Arbeit leben. Pro

Woche spart jede von ihnen rund 50 Taka, gut einen Franken. Wenn es um Geld geht, bestimmen die Frauen das Geschehen in Bangladesh. Die NGOs arbeiten ausschliesslich mit Frauen, wenn es um Kredite geht. Ich frage Samira wieso. "Die Männer können damit nicht umgehen."

Sie und ihre Freundinnen schicken ihre Kinder zur Schule. Alle. Monjuree, die vielleicht 30-jährige Gruppenpräsidentin lacht: "Auch wir sollten zur Schule gehen." Oft sagt man den Bengalen nach, sie seien das "glücklichste" Volk der Erde. Man kann davon halten, was man will. Beeindruckend ist es allemal, die Menschen so oft lachend und singend anzutreffen. Obwohl sie kaum etwas besitzen. Die Frauen freuen sich über meinen Besuch. Sie alle möchten mit mir in die Schweiz kommen, um zu sehen, wie es da aussieht. Da sie gerade dabei sind, Teppiche aus Blättern zu flechten, frag ich, ob sie einen davon zum Fliegen bringen könnten. Auf den würden wir alle aufladen. Sie lachen herzlich.

Eigentlich bin auch ich dauernd am Lachen, in diesem Lande. Die Menschen bringen einem dazu. Ich brauche nur "ami bangla tschanina" zu sagen (ich spreche kein Bangla) und schon brüllen alle um mich herum los. Und offerieren Tee und Stuhl. Heute hab ich sie nicht gezählt.

Illegales und Vergessliches (4. Dez.)

Als ich im Büro ankomme, springt mir Sultana entgegen. Sie ist völlig aus dem Häuschen. Sie hat eine weitere "illegale Hausbaustory" herausgefunden. Ihr Vorgehen ist ziemlich raffiniert: Sie schaut sich die Advertisements in Bangla-Zeitungen an, die Leute ansprechen, die eine Wohnung kaufen möchten. Dann spricht sie dort vor und gibt an, eine interessierte Klientin zu sein. Bevor sie sich auf den Deal einlässt, will sie die Baubewilligungen etc. sehen. Diese sind natürlich nicht vorhanden. In Dhaka baut jeder wo er will, public land wird annektiert, niemand schert sich drum. In den 60er Jahren gab es für die Rikschas eigene Fahrbahnen. Heute sind diese von Ladenbesitzern und Slumbewohnern besetzt. Auf riesigen öffentlichen Parzellen werden private Blöcke gebaut. Diesmal handelt es sich um öffentliches Land in Gulshan, der Nobelzone. Als nächstes ist Sultana ins Baudepartement marschiert, um nachzufragen, was los sei. Dort hat man ihr das Bauvorhaben bestätigt, doch "man könne nichts dagegen tun." Sultana: "Das ist deshalb so, weil sie alle Geld erhalten haben." Doch sie werde die Geschichte vermutlich nicht schreiben können, schiebt sie hinten nach. Oder wenn, dann zensuriert. Ich schau sie fragend an. "Auf die Anzeigen der Immobilienhaie kann selbst der Daily Star nicht verzichten." Das Lied hab ich auch schon gehört.

Gegen Abend wundere ich mich einmal mehr, wie der Daily Star einem Schweizer Uhrwerk gleich jeden Morgen erscheint. Und bin zum ersten Mal einem echten Wutanfall nahe, seit ich hier arbeite. Inam, der Produktionschef, will die sonntägliche holiday page aus meiner Sundarban story machen. Ich hab ihm Bilder besorgt und eine ziemliche lange Geschichte dazu. Vor fünf Tagen. Zwei Ausdrucke. Abgespeichert im Fileserver. Heute kommt er und fragt, ob ich die Geschichte hätte. Er könne sie nicht finden. Ich verweise auf die Ausdrucke. Darauf steht immer, wo die Dinger abgespeichert sind. Die Ausdrucke finde er nicht mehr, gesteht er ein. Beide? "Ja, beide." Seit ich ihm die Dinger ausgehändigt habe, sind einige Systemcrashes ins Lande gezogen. Ich krieg einen Schweissausbruch. Erstens hab ich keine Ahnung mehr, was ich geschrieben habe (aus den Augen, aus dem Sinn) und zweitens hab ich null Lust auf eine Nachtschicht. "Inam verlegt und vergisst alles", entschuldigt sich Abdul anstelle Inams. "Selbst seinen Namen!" Wie er mit diesem Spatzenhirn verantwortlich für die Produktion einer Zeitung sein kann, ist mir ein Rätsel. Nafid, der IT-Engel, findet das piece of art schliesslich irgendwo im Netzdschungel des Daily Star. "Wir sind daran, eine neue Zeitungsmanagement-Software zu entwickeln," entschuldigt sich auch Nafid. Vielleicht keine schlechte Idee.

Zweimal rechts und einmal links... (5. Dez.)

Wir werden ein Interview mit Kirsten machen, haben wir gestern beschlossen. Für die Ausgabe des Un-habhängigkeitstages, dem 16. Dezember. Meine Kollegen sind ganz begeistert von der Idee. Meine Aufgabe ist es, Kirsten dafür zu gewinnen. Die 67-jährige dänische Witwe sieht nicht aus, wie wenn ich sie bestechen könnte. Ich muss mir also was einfallen lassen...

Heute ist Freitag, mein day off und ich benutzte die freie Zeit, wieder einmal alleine loszuziehen. Ich fühl mich immer sicherer in der Stadt, zumindest dort, wo ich mich ein wenig auskenne. Ich laufe nur in jene Gassen hinein, wo ich weiss, dass ich wieder raus finde. Wo ich zumindest meine, wieder heraus zu finden. Ex post und ex ante klaffen gelegentlich auseinander. Das ist deshalb so, weil mein Orientierungs-

sinn in etwa so gut entwickelt ist wie das Zeitungsmanagement des Daily Star. Und meine Vergesslichkeit sich durchaus messen lässt mit der Inams.

Zuerst hab ich meine Filme abgeholt, die ich zum Entwickeln gebracht hatte, das war noch einfach, ich war ja schon mal da, und da es erst gestern war, mag ich mich auch noch daran erinnern, wo es war. Die fünf mal 36 Bilder kosten 30 Schweizer Franken. Verloren geht gemäss Zakir, unserem Fotografen, nur rund jeder 6. Film. Ich hab nur fünf gebracht. Der Mann im Laden war ganz ausser sich. "you again here", meint er lachend und steckt die 1175 taka ein. Ich versprech's ihm. Aber nur Film Nummer sieben bis dreizehn.

Als nächstes hab ich mir in den Kopf gesetzt - da Freitag und weniger Verkehr auf den Strassen - den Weg ins Büro zu Fuss zu suchen. Ich muss Bilder für einen Artikel abliefern. Ich weiss, wo mein CNG nachts jeweils durch fährt, und hab mir immer wieder versucht, einzuprägen, wo die Fahrer jeweils abbiegen.

Nachts ist es total schön, durch die engen Gassen zu fahren. Die Menschen sitzen in ihren Shops, Öllampen spenden etwas Licht, und es sieht aus wie in Alibabas Wunderland. Wie schön, man könnte einfach aussteigen, und zu Fuss nachhause gehen. Doch die finsternen Gestalten, die sich innerhalb der nächtlichen Menschenmenge ausmachen lassen, halten einen ab.

Doch jetzt ist ja Tag...Doch es klappt nicht, ich verliere mich im Gewimmel der Gassen und Gässchen. Zweimal rechts, einmal links und geradeaus, immerhin hab ich mir gemerkt, woher ich kam, und finde den Weg wieder hinaus zur Mirpur Road. Also weiter zurück, in die Strasse Nummer acht. Erschwert wird die Suche, weil die Nummerierungen der Strassen in gewissen Vierteln nach einem alten respektive neuen Zählungssystem funktioniert. Da gibt es also eine Road Number 8, aber auch eine Road Number 8a. Die Road 8a ist nach alter Zählart Nummer 32. Kapiert? 8a und 8 sind deshalb auch nicht am gleichen Ort, auch nicht mal annähernd. Da die meisten Strassen aber sowieso nicht angeschrieben sind, bringt mich dieses Knowhow normalerweise nicht weiter. Und die meisten Rikschfahrer wissen wenig mehr als ich.

Doch für einmal hab ich Glück: Letztlich hilft mir ein Rikschfahrer aus der Patsche. Ich sag die zwei Wörter Kawran Bazar, er nickt, lacht und los geht's. Durch einen Slum zwar, weil er auf dem Pantapath nicht sein darf, mit dem Velo, aber mein Bauch sagt mir, dass ich mich auf ihn verlassen kann. Ich überlasse die Entscheidung, welche Riksha ich besteige, immer meinem Bauch.

Öffentliche Pissoirs (6. Dez.)

Ich weiss nicht woran es liegt. Aber heute ertrage ich Dhaka nicht. Vielleicht hat es mir der Konferenz zu tun, die ich im Sheraton abdecken muss, on "Women in Bangladesh". Das Fazit ist vernichtend: Frauen werden in diesem Lande zu 90% diskriminiert, haben null Rechte, keinen Zugang zu health care, sind der Gewalt ihrer Ehemänner ausgesetzt. Stündlich sterben in Bangladesh drei schwangere Frauen. Weil ihnen Gewalt angetan wird oder sie keinen Zugang haben zu einer verlässlichen Gesundheitsversorgung.

Die meisten Frauen im Lande sind "landless". Land gehört immer den Männern. Die Frauen müssen bei einem Mann leben. Als Mädchen ist das der Vater, später der (selten selbst gewählte) Ehemann, stirbt dieser, komm der Bruder zum Zuge. Im Falle von Scheidungen - in den Slums ist die Scheidungsrate extrem hoch - bleiben Frauen mittellos zurück. Sie können keine Wohnungen mieten, wollen sie studieren, finden sie kaum eine Bleibe, müssen oft deshalb auf ihr Studium verzichten und gehen zurück in ihre Dörfer, wo ihnen nur die Heirat übrig bleibt. Mir ist innerlich irgendwie übel, und ich verlasse das Sheraton über Mittag, um im Büro aufzutanken.

Smog liegt über der Stadt, die Sonne kommt nicht wirklich durch. Die Hupen der Autos übertönen jeden menschliches Geräusch. Es gibt keine grössere Farce in dieser Stadt als die Strassentafeln, die eine durchgestrichene Autohupe tragen. Der Lärmpegel ist heute unerträglich. Auch spürt man eine Spannung in der City. Die Polizei ist überall. Ich weiss nicht genau wieso. Es muss aber damit zu tun haben, dass fundamentalistische Kreise Einfluss gewinnen. Unter anderem haben Demonstranten (immerhin 30000) gestern die Schwester-Zeitung des Daily Star (in Bangla) in den Strassen verbrannt, weil sie sich zu liberal geben soll. Gerade beruhigend finde ich das nicht. Genauso wenig wie Faizahs Kommentar: "Diese Kreise hatten bis jetzt in Bangladesh nicht viel zu sagen. Offenbar werden wir immer mehr zu einem zweiten Pakistan."

Vielleicht ertrag ich heute auch die Machos nicht: Das CNG das ich mir kapere, um ins Sheraton zu gelangen, hat einen jungen "Schnösel" zum Piloten. Er hat keinen Taximeter, und ich geb ihm 20 Taka (was fair ist). Er wird wütend, will mehr. Er folgt mir auf den Fersen, bis zum Eingang des Hotels. Ich versuch ihm zu erklären, dass er selber schuld sei, wenn er keinen Taximeter montiere. Er wird aggressiv. Ich suche Hilfe bei einer security guard des Hotels, doch den interessiert nur, dass ich seine Kontrolle mitmache. Ich mach mich davon.

Und vielleicht sind es auch die omnipräsenten pissenden Männer, die mir heute auf die Nerven gehen. Die Gräben zwischen Trottoirs, wo vorhanden, und angrenzendem Grundstück sind öffentliche Pissoirs in Dhaka. Das männliche Geschlecht geht in die Knie, dreht sich von der Strasse weg, macht eine Öffnung frei in ihren Wickeltüchern (darunter ist offenbar nix mehr) und verschaffen ihren Körperflüssigkeiten so Zugang ins Freie. Auf dem Rückweg ins Büro treffe ich sie wieder mal im Dutzend an. Nur: Eigentlich bin ich ja fehl am Platz. Frauen gehören nicht in die Öffentlichkeit. Sondern ins Haus. Da hat's ja auch Toiletten, für das weibliche Geschlecht.

Eine Pfeife und ein Bambusstöcklein (6. abends / 7. Dez.)

Mustak hat mich zum Nachtessen eingeladen, um mir für meine Hilfe bezüglich seines Tripps in die Schweiz zu danken. Wir sind spät dran, und erreichen seine Wohnung erst nach 10 Uhr. Seine Frau hat ein Essen für mindestens zehn Mäuler zubereitet. Für mich und Mustak.

Mit von Partie ist auch Prometheus. Er ist sechs Jahre alt, geht in eine English Medium School, die Mustak ein Vermögen kostet, und spricht bereits ein akzentfreies Englisch. Er hat Pfuusbacken, Augen wie funkelnde Murmeln, ist wohl genährt. Er lächelt, ohne Unterbruch, im oberen Kiefer klafft eine Riesen-zahnlücke, eine Schaufel bricht sich einen Weg ans Tageslicht. Die andere strahlt mich bereits an. Es ist beneidenswert, wie weiss die Zähne der Bengalen sind. Sie pflegen sie allerdings auch. Selbst in den Slums und auf den Barken laufen die Menschen dauernd mit der Zahnbürste rum. Wer keine hat, nimmt den Zeigefinger. Die Türme in den Bazars bestehen nicht nur aus Nescafe und Nivea, sondern auch aus Colgate und Pepsodent.

Prometheus lacht nicht nur, er glüht auch. Seit zwei Tagen hat er hohes Fieber. Ob ich ihm was geben soll, erkundige ich mich bei den Eltern. Schliesslich hab ich meinen "Survival kit" immer mit dabei. Mustak wiegelt ab. Nein, nein, es sei gesund, die Kinder zwei Tage lang gegen die "germs" kämpfen zu lassen. Ich erzähl ihm von unseren Essigsocken. "Essig?" fragt Mustak. Seine Miene drückt aus, was er davon hält. Doch Prometheus bleibt unter uns, bis zum bitteren Ende. Und lächelt unentwegt. Erzählt mit vom Spiderman und Roboter, die er zum Geburtstag bekommen hat. Und dass sein Vater in die Schweiz reise, ohne ihn und seine Mutter mitzunehmen. "I would have liked to see snow too," fügt er leise an.

Abgesehen von Mustaks Frau, die nicht mitisst, kaum ein Wort sagt, mich aber auslacht ob meiner Unbeholfenheit, die ich immer noch an den Tag lege, wenn ich mit den Fingern esse (mit der rechten Hand, die linke ist für, ihr wisst schon), ist da noch "sister". Wie "sister" genau heisst, weiss niemand. Auch sie selbst nicht. Sie ist vielleicht 50 Jahre alt, vielleicht auch jünger, oder älter. Sie arbeitet im Haushalt mit, ist zu schüchtern um mich anzublicken. 500 Taka, oder 11 Franken, im Monat kostet "sister".

Gleichviel wie Mustak für "sister" pro Monat aufwenden muss, hat er für seine Winterjacke bezahlt, die er für die Reise nach Genf gekauft hat. Er demonstriert uns die Einkäufe, erstanden auf einem Restposten Bazar in der Nähe Gulistans. Er sieht aus wie ein gepolsterter Weihnachtsmann, mit der Nike-Mütze und der Daunenjacke. Fila, made in Bangladesh. Das zweite steht aber nirgends. Das Preisschild, in Euro, ist hingegen dran. Sale, steht drauf. 150 Euro. Konsumenten in Europa werden täglich über den Tisch gezogen.

Apropos Europa: mittlerweile will Mustak nicht mehr nur in die Schweiz, nach London und zu seinem Freund nach Deutschland, sondern auch noch nach Paris. Ich nehme ihn ins Visier. "Willst du Europa in fünf Tagen machen? Das schaffen nicht einmal die Amis." Er solle sich das aus dem Kopf schlagen. Manchmal ist es ganz einfach, Männer zu überzeugen.

Es ist schon nach Mitternacht, als ich mit Mustak den Heimweg antrete. Er will mich begleiten. Alleine wäre es zu gefährlich, selbst zu zweit ist niemand gerne um diese Zeit unterwegs. Die Häuser in Dhaka haben ebenerdig einen grossen Raum, welche gegen die Strassen durch metallene Gitter abgeriegelt sind. Der "Hauswart" schläft bereits. Mustak weckt ihn auf, er muss uns das schwere Schloss aufriegeln.

Der alte Mann liegt unter einem blauen Moskitonetz auf einer Holzkonstruktion. Hier lebt er, 365 Tage im Jahr, sein ganzer Besitz liegt unter dem Netz.

Wir treten auf die Strasse hinaus, und ich fahre zusammen. Ein Mann mit einer Trillerpfeife steht unmittelbar hinter uns. Mustak beginnt zu lachen. Der bärtige Bengale steckt in einer Uniform, unter dem Arm ein kurzes Bambusstöckchen. Und eben die Trillerpfeife, in die er kräftig reinpustet. Damit vertreibe er die Diebe, sagt er im Brustton der Überzeugung. Nun ist es an mir zu lachen. Mit einer Pfeife und einer Bambuswaffe gegen Diebe. Der Uniformierte vor uns versteht die Welt nicht mehr. Ich sag Mustak, er soll ihm bitte sagen, ich würde ihn nicht auslachen, aber die Idee amüsiere mich einfach. Letztlich lachen wir alle drei.

Wir finden einen Rikschafahrer, und machen uns auf den Weg. Vorbei an "Japan Garden City". Eine neu entstehende Siedlung, die weder an Japan noch an einen Garten erinnert. Sondern an einen unwirtlichen Betondschungel. 20 Stockwerke hoch sind die Gebäude, eines deprimierender als das andere. Die halbfertigen Stockwerke sind dunkle Löcher und starren uns an. Dhaka war in den 60er Jahren eine "Gartenstadt". Die Namen vieler Viertel sind nach Gärten "benamst". Heute sind fast alle Grünflächen, auch Spielplätze, überbaut, besetzt. Grössere Grünflächen gibt es noch im Unicampus, im "Cantonment", wo die Militärs ihre noblen Zelte aufgeschlagen haben, und rund um das Anwesen der Honourable Excellency the Prime Minister (eine Frau, notabene). Die Grünfläche um ihre Villa ist beträchtlich, ihr Haus in sicherer Distanz zum vergoldeten Gartenzaun, um das Elend ausserhalb dessen nicht mitbekommen zu müssen.

Es ist gemütlich, nachts auf den Strassen Dhakas. Es sind fast nur noch Velorikschas unterwegs, da und dort noch Ansammlungen von Männern, gelegentlich der Schimmer eines Öllämpchens. Strassenlampen hat es zwar vielerorts, aber nur wenige spenden Licht. Ich frag Mustak warum. "Strom sparen," meint er. Was das nachts bringt, weiss er allerdings auch nicht.

Mustak ist wie ein kleines Kind unter dem Weihnachtsbaum. Er bringt mit seinem Übermut fast die Riksha zum Kippen. "Weisst du, wenn ich aus der Schweiz zurück komme, werden mich alle beneiden. Weil ich noch mehr weiss, und all diese Leute getroffen habe." Seine Arbeit werde zuwenig geschätzt, beklagt er sich. Mittlerweile biegen wir in meine Strasse ein. Mein Begleiter schnauft auf. "Nun bin ich dich mit deiner Tasche und all den Wertsachen endlich los," grinst er mich an. Er hat alles zuhause gelassen, nicht mal sein Handy ist bei uns. Im Sack habe er 90 Taka, um den Fahrer zu bezahlen. "Damit limitiere ich den Schaden, wenn keine Trillerpfeife in der Nähe ist." Sagt's, lacht, und entschwindet in der Dunkelheit.

Heute morgen spring ich zum ersten Mal aus einem anfahrenen CNG. Der Fahrer, gleiches Persönlichkeitsprofil wie der von gestern, sollte mich wieder an die Konferenz der "United Nations" ins Sheraton bringen. Er bringt mein weisses Gesicht und das Wort Sheraton in Verbindung, fährt los, ohne den Taximeter anzustellen. Ich protestiere. Er höchst unfreundlich: "100 to 200 Taka". Ich brauche nur den Bruchteil einer Sekunde, um zu entscheiden, dass mir dieses Transportunternehmen zuwenig "customer oriented" ist. Und hechte aus dem Fahrzeug. Ob es der Pilot vor dem Sheraton bemerkt, weiss ich nicht. Mafuz vom Guesthouse kommt mir entsetzt entgegen. Das sei ein "asshole" gewesen, versuch ich ihm zu erklären. Ich glaube nicht, dass er das versteht. Aber er bekommt mit, dass ich wütend bin. Mein Bauch schnappt sich eine Riksha. Die Rikschafahrer sind im Vergleich zu den motorisierten Maniacs freundlich und bescheiden. Sie wissen zwar nicht immer wohin sie müssen. Aber immerhin irren sie wohlherzogen durch die Strassen. Und wenn sie mich sicher ans Ziel bringen, gebe ich ihnen auch durchaus 100 Taka. Aber nicht einem Rüpel von CNG Fahrer.

Die Konferenz ist heute ein Highlight. Ich treffe Frauenpower. Sie kämpfen unerschrocken für die Rechte der Frauen. Was sie erleben, im Alltag, ist für uns unvorstellbar. Einen Bankkredit zu bekommen, oder ein Büro zu mieten, auf den Namen einer Frau, ist bereits ein Spiessrutenlaufen. Geschweige denn, ein eigenes Geschäft aufzubauen. Ich hab nur Bewunderung für diese Frauen übrig. Werde mich morgen mit einigen der Businesswomen nochmals treffen. Ich denke an die jungen Frauen bei uns zuhause, die meist nix mehr für feministische Ideen übrig haben. Die meinen, die Gleichberechtigung sei vom Himmel gefallen. Dass unser Mütter und Grossmütter dafür gekämpft haben, ist out of their minds. Vielleicht braucht es sieben Blocher im Bundesrat, deren Frauen glücklich sind, dass sie die Karrieren für ihre Männer aufgegeben haben, bis es wieder klick macht in den Mädchenköpfchen. Vielleicht werden wir bis dann von den Frauen Bangladeschs rechts überholt.

Vom Sheraton lauf ich nach getaner Übung wieder zurück ins Büro. Auf der rechten Seite begleitet mich wie üblich das Pissoir. Zu meiner linken wälzt sich die dröhnende und stinkende Verkehrsschlange die Strasse runter. Auf der Höhe des Nobelhotels Sonargon sind - zwischen mir und den Fahrbahnen - zwei

junge Männer grad daran, drei Hühnern mit einem rostigen Taschenmesser die Kehlen über dem Strassenrand durchzuschneiden. Ein Huhn liegt bereits rücklings und geköpft im Strassengraben. Sein Leib zuckt noch. Mein Appetit verpulverisiert sich. Manchmal weiss ich nicht, in welchem Zeitalter ich mich befinde. Rechts von mir logieren die Gäste für 300 Dollar pro Nacht, links von mir fliesst Geflügelblut die Strasse runter. Vielleicht sind es gerade diese Gegensätze, welche Dhaka trotz allen Schwierigkeiten so faszinierend machen.

"Hausi" und ein ungewöhnliches Interview (8. Dez.)

Eigentlich hatte ich den Inder im Verdacht, von New Dehli aus eine Fernbedienung zu benutzen, um das Licht im Zimmer neben mir die ganze Nacht über brennen zu lassen. Der breite Lichtstrahl ist ärgerlich, der unter der Türe durchfällt, welche sein und mein Zimmer voneinander trennen. Denn er fällt genau auf mein Kopfkissen. Doch es ist keine Fernbedienung, aus New Dehli, sondern der Inder ist back. Das ist ein ziemlicher Tiefschlag. Er würdigt mich keines Blickes, als ich heute morgen mein Zimmer verlasse.

Dafür ist es für mich umso einfacher, meine Tagesform zu steigern. Wer tief beginnt, kann hoch hinaus. Ich im Büro mach ich zuerst einen Text über "dehydrated food" fertig. Nach sechs Wochen Daily Star bin ich Experte für flower business, food processing, child labour, arsenic water, women entrepreneur, womens right in bangladesh, orphan homes, nursery owners, NGO libraries, the Sundarbans und was weiss ich noch alles. Bis jetzt hat Chefreporter Sharier noch keine Story vor mir abgelehnt. Manchmal bin ich ein wenig stolz.

Übrings ist Sultanas Geschichte über die illegale Siedlung heute auf unserer Frontpage. Man stelle sich vor: Immobilienhändler füllen heimlich, nachts, das Seeufer gegenüber der Rentenanstalt am Zürcher Seeufer auf. Wochen zuvor verkaufen sie die Wohnungen, die dereinst entstehen werden. So ungefähr ist das mit diesem Projekt, dem Sultana auf die Schliche gekommen ist. Es ist nicht etwa ein Einzelfall, sondern an der Tagesordnung. Nur stehen die meisten Siedlungen schon, bevor irgendjemand merkt, dass irgendwann in der Vergangenheit mal ein Tümpel oder wetland an der Stelle war.

Den Rest des Tages verbring ich mit den Powerwomen der ersten weiblichen Handelskammer von Bangladesh. Und mache den Tag zu einem meiner besten. Es ist überwältigend, eindrücklich und oft auch unglaublich, wie diese Unternehmerinnen kämpfen müssen, um ihre kleinen und mittleren Unternehmungen aufzubauen. Um sich gegenseitig zu stärken, haben sie die Handelskammer vor 2 Jahren gegründet. Damals waren sie 24. Heute sind sie über 200 Mitglieder und es werden täglich mehr. Sie lassen sich durch nichts von ihrem Weg abbringen, glauben daran, dass sie Bangladesch zum blühen bringen können. Wenn dieses Land eine Zukunft hat, dann liegt sie in den Händen solcher Frauen.

Ich verbringe den Abend mit der Präsidentin der Handelskammer, Selima Ahmad. Selima entschliesst sich kurzerhand, mich zu sich einzuladen, nach dem offiziellen Teil. Denn : "Wenn du so viele Fragen hast, dann komm zu mir. Ich werde eine Dusche nehmen, mich umziehen, und du kannst dich auf mein Bett legen und in der Zeit fragen." Genau das tun wir. Ihr Schminktisch ist Herberge einer gewaltigen Batterie Lippenstifte, Wimperntusche etc. Ich komm mir vor wie Vreneli vom Guggisberg. Selima ist gleich alt wie ich, hat zusammen mit ihrem Ehemann - den sie mit 16 geheiratet hat, mit 17 gebar sie den ersten Sohn - mit 500 Dollars angefangen, silk flowers zu produzieren, und mit Autos zu handeln. Heute machen die beiden einen Umsatz von 400 Mio. Dollar im Jahr. Seit zwei Jahren kümmert sich Selima vor allem um die weibliche Handelskammer, sie hat sie gegründet, gegen sämtliche Widerstände im Lande. "Wir Frauen können alles, wenn wir wollen und Mann es zulässt." Nur: Wenn Ihr Ehemann sie verliesse, erhielte sie keinen Penny, vom gemeinsam erschaffenen Paradies. Besitztum lautet in 99% der Fälle auf den Namen des Mannes. Frauen gehen bei Scheidungen leer aus.

Es wird ein Uhr nachts: Nach absolviertem Dusch-Umzieh-Interview-Programm nimmt mich Selima mit in den Dhaka Club, wo wir den ganzen Abend "hausi" spielen, eine Art Lotto. Ich krieg zwei Bier, Znacht um Mitternacht. Im Dhaka Club traf sich früher die intellektuelle Elite des Landes, klärt mich Selima auf. "Heute sind es vor allem die nouveau-riche," flüstert sie mir zu. Sie selbst kommt höchstens 2 bis 3 mal pro Jahr hierher. Den womenpower im Lande aufzubauen ist ihr wichtiger.

Eine Belehrung und eine Motorradfahrt (9. Dez.)

Ich lass das Frühstück aus, nimm nur Tee und Banane zu mir. Dies bleibt den männlichen Engeln um mich herum nicht verborgen. Ob ich krank sei, will Rafiq aus der Küche wissen. "Mein Magen," deutete ich

ihm an. Bauchschmerzen haben mich die ganze Nacht wach gehalten. Und dann kommt sie, die Standpauke. Rafiq baut sich vor mir auf: "Ich hab es Dir ja gesagt. Du solltest nur hier im Guesthouse essen. Weil da draussen, da weisst du nie!" Ich bin verblüfft. Und geh in mich. Denn er hat 100%ig recht. Ich hatte nie Probleme, wenn ich mich von ihm hab verwöhnen lassen. Seine Hausmannskost ist zwar nicht gerade vielseitig (Auswahl zwischen Fish und chicken), aber solide. Jedes Mal, wenn ich auswärts esse, ist es zwar lecker, aber mein Magen macht in den Tagen danach eine Rollercoasterfahrt.

Gegen Abend treffen Pinaki und ich uns mit Kirsten, der Dänin, die im März 1971 den Beginn der pakistanischen Schlächtereier miterlebt hat. Live vom Hoteldach des Sheraton, das damals Intercont hiess. Die Stadt habe gebrannt, vor allem verschiedene Zeitungsredaktionen, genauso wie Old Dhaka, wo viele Hindus damals wohnten. Panzer und Soldaten seien überall gewesen, letztere auch in der Hotellobby, erinnert sich die Politikwissenschaftlerin. Dann habe zwei Tage totale Ausgangssperre geherrscht, die danach tagsüber geliftet worden sei. Nachts sei das Morden weiter gegangen, vor allem unter Intellektuellen. Auf dem Unicampus seien tote Studenten rum gelegen. Am 4. April habe sie ihre Sachen gepackt, sei zum Airport gefahren, und habe sich in eine Evakuations-Maschine der UN nach Karachi gesetzt.

Kirsten ist seither jedes Jahr zurück gekehrt. Um wissenschaftlich zu arbeiten und weil sie sich ein wenig als Bangladeshi fühle. Nur: Die Enttäuschung darüber, dass das Land in den 32 Jahren seit der Unabhängigkeit nirgends hin gekommen sei, ist gross. "It's one huge disappointment, but already 1972 the enthusiasm had gone," weiss sie noch. Ob sie Hoffnung habe, für dieses Land, will Pinaki zum Schluss wissen. Sie schweigt lange, denkt nach. "Never say never. But it's very little, indeed," sagt sie schliesslich. Und fügt noch an, die Augen auf Pinaki gerichtet: "Es gibt eine junge, intellektuelle Schicht, aber die betreiben keine Politik in den Parteien. Wenn, dann liegt die Hoffnung bei diesen."

Pinaki und ich müssen zurück auf die Redaktion. Er hat sein neues Motorrad dabei. Ich hab die Wahl zwischen dem üblicherweise sorgfältigen Pinaki und einem eventuell wenig kundenfreundlichen CNG-Piloten. In eine Rikscha mag ich mich nachts alleine nicht mehr setzen. Ich entscheide mich für Pinaki. Wenn schon umkommen, dann freundlich. Obwohl ich wenig Vertrauen hab in seine Fahrkünste. Er hat das Motorrad vor vier Tagen erhalten, hat einmal auf einem Feld nahe seiner Wohnung "geübt". Und jetzt ist er wie alle anderen Bewohner dieser Stadt ein Teilnehmer des Terrors auf Dhakas Strassen. Ich sichere mir den Helm.

Wahrscheinlich ist das zu "schweizerisch". Aber für mich hat die Motorradaktion des Daily Star eine zwiespältige Note. (Rund 80 Reporter haben die bikes gratis bekommen) Es vergeht keine Sitzung, an welcher der Chef nicht darauf hinweist, dass die Reporter jetzt mobil seien, therefore noch mehr stories hinkarren könnten. Kaum einer hat aber eine Ahnung, wie man mit einem Motorrad umgeht. Azmul, ein anderer Journi, stand einige Morgen lang um 5.15 auf, um sein Motorrad beherrschen zu lernen. Das Leben auf den Strassen ist eine Schlacht, die man auf relativ einfache Art verliert, wie wir jeden Tag in der Zeitung lesen.

Gleichzeitig sehe auch ich ein: Wieso sollte jemand Fahrstunden nehmen, in einem Land, wo es keine Verkehrsregeln gibt? Es gibt nicht wirklich etwas zu lernen. Ausser vielleicht, jeden Tag heil nachhause zu kommen.

"Noname", Sartre und Shakespeare (10. Dez.)

Ich erlebe hier täglich, was die Ausgrenzung und die Diskriminierung von Andersdenkenden, Anderslebenden, im Stande ist anzurichten. Zur Zeit leiden die Hindu unter dem Rassismus. Sie werden täglich abgeschlachtet, ihre Häuser angezündet. Ich erzähl dann immer leicht stolz, dass wir in "meinem Lande" uns gegenseitig respektieren und leben lassen, preise die "Convivenza", die in der Schweiz herrsche.

Heute jedoch haben wir einen Bundesrat gewählt, der für das Gegenteil steht. Für die Ausgrenzung und Diskriminierung vieler Gruppen. Für weniger Steuern für die Reichen, weniger Geld für die Schulen. Das Kochbuch Bangladesch's. Ich fühle mich elend. Und wir haben es geschafft, eine Frau abzuwählen. Ein schwarzer Tag in der Geschichte der Schweiz. Ich bin froh, weit weg zu sein. Ich versuche den Kollegen, das mit der Konkordanz zu erklären. Es gelingt mir nur schlecht. Hier läuft die Politik so ab, dass wenn eine Partei am Ruder ist, die andere das Parlament einfach boykottiert. Und somit alles still steht. Während Monaten, wenn nicht Jahren.

Am Nachmittag fahr ich mit Faizah zu einem Schneider. Ich möchte mir ein Tischtuch nähen lassen, aus einem Stoff, den ich erstanden habe. Wir kriegen Krach: Als eine Mutter ihren am ganzen Körper behin-

dernten Sohn an unser CNG heranschleppt, und die Hand ausstreckt, geb' ich der Mutter 100 Taka. Faiza blickt mich an: "Bist du übergeschnappt?" Die würden doch ihre Kinder nur auf die Strasse zerren, um Geld zu machen. Ich traue meinen Ohren nicht. In der Zwischenzeit taucht auf ihrer Seite ein Junge mit einem verstümmelten Arm auf. Der Körperteil hängt schlaff an ihm runter. Wohl ein Arbeitsunfall. Faiza schickt ihn unwirsch fort. "Meinst du wirklich, jemand würde in der Blechlawine betteln gehen, wenn er eine Alternative hätte?" frag ich sie. Unser neuer Bundesrat streift mein Bewusstsein. Es gäbe Orte für Behinderte, wo sie hinkönnten, gibt sie harsch retour. "Plätze für 14 Millionen Behinderte? Das glaubst du ja selbst nicht." Ich kenne bis jetzt nur eine Institution, und die ist über eine Stunde von Dhaka entfernt. Die Kulturredaktorin brummelt etwas vor sich hin. Manchmal ist es gut, dass die Strassen vom Lärm beherrscht werden, Konversation kaum möglich ist. Die Ankunft beim Schneider bricht das Schweigen. Der tailor versteht nicht was ich will, und irgendwann geb' ich auf. Er soll das Ganze einfach falten und zusammen nähen. Für 1 Franken 20 Rappen. Der Schaden hält sich in Grenzen, falls das Ding nicht auf meinen Tisch passt.

Zurück im Büro begehe ich einen Riesenfehler: Ich mache eine Geschenk. Das wäre grundsätzlich kaum ein Problem. Doch ich verschenke eine Schachtel mit Esswaren. Ich hab von Pran, dem Giganten unter den Foodprocessing companies, deren Produktionsanlagen ich besucht habe, eine "giftbox" erhalten. Als ich diese neben meinen Pult stelle, kommt Nasim zu mir. Nasim ist einer der vielen Clerks auf der Redaktion. Die Clerks sind jene, die zwischen Printer, Newsdesk, Chiefreporter und den einzelnen Redaktionen hin und her springen. Die männlichen Mädchen für alles, quasi. Sie holen Zigaretten, food, beantworten das Telefon oder begleiten mich auf die Bank.

Nasim steht immer neben meinem Pult, welches das äusserste ist, in einer Reihe von vieren. Er zwitschert wie ein Rotkehlchen, ich halte ihn für leicht behindert. Und er lacht mich immer an, von morgens bis abends. Seine Heiterkeit ist direkt proportional zu den Farben, die ich trage. Je bunter, desto heiterer. Nasim kann nicht mehr ruhig stehen, seit das Paket am Fusse meines kleinen Tischleins steht. Ich frag ihn, ob er es aufmachen wolle. Er nickt, die Schere schon in der Hand. Er muss sie hinter seinem Rücken in Bereitschaftsstellung gehabt haben. Sein Freudenschrei kündigt an, dass es sich beim Inhalt nur um kulinarisches halten kann. "Tomatensauce, applejuice, jelly," säuselt er vor sich hin. Er spricht Englisch! Sein Lachen wird immer breiter. Ich behalte wenige Snacks für mich, den grössten Teil pack ich wieder in die Schachtel und drück sie ihm in die Arme. "Hier, für dich!" Nasim strahlt. Aber nicht lange: In Windeseile haben sich die anderen rund zehn Clerks um ihn versammelt. Heftige Diskussionen beginnen. Ein Senior Editor beginnt zu lachen: "Du hast ein schönes Chaos kreiert!" Ich verbanne die streitende Menge in eine Ecke der Redaktion, wo das Gerangel weiter geht. Nasim schafft es, die Mehrheit des Packets für sich zu retten.

Ein anderer, älterer Clerk steht auch oft links von mir. Er trägt immer ein knielanges, nicht ganz weisses "Nachthemd". Darunter so was wie eine Hose. Er muss ein eingefleischter Muslim sein, hat eine der traditionellen Flachhütte auf dem Kopf und einen grauen langen Bart. Es hat mich rund vier Wochen gekostet, ihm ein erstes Lächeln abzurufen. Heute hat er sich aus dem Pran Packet einen Orangensaft ergattert. Und hat mich angestrahlt. Gelegentlich kratzt er sich gedankenversunken zwischen den Beinen, wenn er neben mir steht. Auf meiner Nasenhöhe, da ich ja sitze. Die Raumverhältnisse hier sind eng. Seit er dazu lächelt, stört es mich weniger.

Rechts von mir sitzt übrigens "Noname". Ich nenn ihn so, weil er nie mit mir spricht, und mich nie anschaut. Er ist ein Editor, wie alle in der Reihe ausser mir. Sie bringen die Texte in Form. Wenn ich auf "Nonames" Bildschirm spähe, lese ich da "Arrested-death", "3 killed in road accident", "businessman shot in city". Ich weiss nicht, wie lange er schon solche Texte redigiert. Vielleicht schon lange. Vielleicht hat ihm seine Arbeit die Sprache verschlagen. Ich würds verstehen. "Noname" besitzt ein dickes Englisch Nachschlagewerk "English Dictionary for Advanced Learners", das auseinander fällt. Rechts von sich hat er eine Flasche in einem Nachthemd. Ich nehme an, es ist Wasser darin. Wirklich wissen tu ich es aber nicht. Weil er ja nicht mit mir spricht. Manchmal greift "Noname" zu mir rüber, um sich meine Zeitung zu schnappen. Wortlos gibt er sie danach zurück.

Rechts neben "Noname" sitzt Sartre. Sartre nenne nur ich Sartre, weil neben ihm Shakespeare sitzt. Shakespeare nennen alle Shakespeare, weil er alles weiss. Es ist immer tadellos angezogen, genauso wie Sartre links von ihm, beginnt die Haare zu verlieren und ist stets die Ruhe selbst. Sartre hat einen schwarzen Schnauz, eine sportliche Figur, und ein schön geschnittenes Gesicht. Er trägt Hemden, die dazu passen. Wenn er über eine Formulierung nachdenkt, neigt er den Kopf auf die linke Seite. Geht der Kopf wieder hoch, tippen die Finger weiter.

Sartre nenn ich aus zwei Gründen Sartre: Erstens weil es einen Shakespeare gibt. Frankreich muss demnach auch vertreten sein. Und zweitens versucht Sartre seit 6 Wochen meinen Namen französisch akzentfrei nachzusprechen. Seit 5 Wochen kann er es. "Charlotte Jacquemart", säuselt es jeweils unter mir, wenn er unter meinen Auszugstisch kriecht - verdächtig nahe an meine Knie - wo wir die Tastatur drauf haben, um in der abschliessbaren Schublade seine Tasse hervor zu kramen. "Is it good?" Ich bestätige wie üblich den Erfolg des Erlernen: "Tres bien, Jean Paul." Seit einigen Tagen versucht es Shakespeare auch. Mit mässigem Erfolg. Übrigens: "Noname" spricht auch mit Sartre und Shakespeare nicht.

Komparative Vorteile (12. Dez.)

Heute mach ich mich auf den Weg nach Savara, eine Stunde ausserhalb Dhakas, um den Italiener Fortunato und sein Schuhfabrikprojekt zu besuchen. Auf dem Weg dahin erklärt mir der bengalische Besitzer der Fabrik, Nazmul, die komparativen Vorteile des Landes. "Erstens haben wir mehr Demokratie als unsere Nachbarn, zweitens weniger Fundamentalismus, drittens keine Terroristen und viertens die billigsten Arbeitskräfte." Mit letzterem hat er sicher Recht, es hat ja auch genug davon. Das Erstere und Zweite ist relativ. Im bengalischen Parlament sitzen zwei Kriegsverbrecher aus dem Unabhängigkeitskrieg. Sie waren 1971 mit dabei, als Mädchen in den "girls dormitories" an der Uni vergewaltigt wurden. Zur Rechenschaft gezogen wurden in den letzten 32 Jahren zwei von Tausenden von Kriegsverbrechern. Viele von ihnen haben heute einflussreiche Positionen inne.

Zum dritten: Auch ich würde mich als Terrorist nicht in Bangladesch niederlassen. Jeder sucht letztlich ein wenig Komfort.

Dann sagt mir Nazmul auch gleich noch, was ich zu tun hätte. "Du musst in den Schweizer Zeitungen schreiben, dass wir Unternehmer hier günstige Kredite brauchen. Wie sollen wir mit euch mithalten, solange wir für einen Kredit 15% Zins bezahlen müssen?" Ich stimme ihm bei. Nur: Die ausländischen Investoren würden Bangladesch meiden, weil sie kein Vertrauen hätten in die Politik, entgegne ich ihm.

Ja, die Parlamentarier seien alle korrupt. Bangladesch taue nicht für eine parlamentarische Demokratie. Die Anarchie auf den Strassen widerspiegle quasi den Gesundheitszustandes, oder besser den Krankheitsgrad des politischen Systems. Er wünscht sich ein Modell ala Malaysia. "Dass muss irgendjemand einfach einführen."

"Ihr seid eine Demokratie. Nur das Volk kann das System verändern," wage ich zu bemerken. Das funktioniere nicht, klemmt mich Nazmul kategorisch ab und holt aus zu einer staatspolitischen Lektion. "Weil die meisten nicht schreiben und lesen können, wissen sie auch nicht wie und was wählen. Den Analphabeten müsste man das Stimm- und Wahlrecht entziehen. Nur wer die High School absolviert hat, sollte abstimmen dürfen. Dann hätten auch alle ein Interesse daran, sich ausbilden zu lassen." "Economic incentives" nennt sich das. Unser Fahrer rast auf einen Bus zu, der einen anderen Bus überholt. Nach links ausweichen kann er nicht, weil eine Herde Ziegen, zusammengebunden untereinander und an ihren Hirten, die Strasse säumt. Wir halten die Luft an, beten zu unseren verschiedenen Göttern. Ich krieg einen Moment Zeit, mir eine Antwort zu überlegen. Ich will Nazmul nicht verärgern, schliesslich will ich mir seine Fabrik anschauen.

Zudem können unsere Parlamentarier schreiben und lesen, nehm' ich mal an. Und machen trotzdem die falschen zu Bundesräten. Ich erspar Nazmul den Gedanken.

"Ich weiss nicht," beginn ich vorsichtig. "Ihr wollt eine Demokratie sein, sogar eine bessere als die Nachbarstaaten. Anstatt den "illiterate" die Rechte zu entziehen, um in der Demokratie mitzumachen, müsstet ihr doch dafür sorgen, dass alle mindestens fünf Jahre in die Schule gingen. Lesen und Schreiben zu lernen ist ein Menschenrecht." Nazmul schweigt lange. Dann, ganz ernsthaft: "Die Kinderarbeit ist aber doch eine gute Sache. Die Kinder lernen auf dem Job etwas, das ist quasi wie eine Schulbildung."

Ich benutze die Gelegenheit, um auf das Thema Lehrlingsausbildung umzuschwenken, geb' Nazmul recht und erklär ihm unser System. Er hört lange zu. Entweder beeindruckt, oder gelangweilt, ich bin mir nicht sicher. In der Nähe der Fabrik hole ich zum Schlusswort aus: "Unser Lehrlingssystem beginnt aber nicht mit fünf, sondern erst mit 15. Vorher gehen die Kinder zur Schule. Weil in der Schule auch gespielt, gelacht und gesungen wird. Nicht nur gearbeitet, wie in einer Fabrik." Das sitzt.

Fortunato erlöst uns aus der Zweierkiste. Und ich bekomme in den nächsten zwei Stunden mit, dass Nazmul nichts von Schuhen versteht. Nur dank Fortunato, dem UN Volonteer und italienischen Schuhpro-

fi, und dem schlecht bezahlten Produktionsmanager, wird Nazmul in der Lage sein, als erster im nächsten Januar Italien mit "fashionable schös" zu beliefern. "Mondoblu" heisst der Brand, all made in Bangladesh. Vielleicht reichen die komparativen Vorteile dereinst ja, Bangladesch zu einer blühenden Exportwirtschaft zu machen.

Eine Liebeserklärung an einem Streiktag (13. Dez.)

Eigentlich hatte ich gehofft, ohne davon zu kommen. Doch gestern Abend haben elf linke Parteien zum sogenannten "hartal" aufgerufen. Streik ist angesagt. Immerhin nur für einen Tag. Auch schon haben Streiks einen Monat gedauert. Trotzdem ist es ungemütlich. Denn "hartal" bedeutet, dass die Strassen noch unsicherer sind als sonst. So unsicher, dass die Leute den ganzen Tag über zuhause bleiben. Aus Angst, zwischen irgendwelche Fronten zu geraten, oder als "Streikbrecher" eine Portion Prügel zu bekommen. Die nicht selten tödlich endet.

Ich bin etwas ratlos, als ich am Frühstückstisch sitze. Rafiq berät mich, wie immer: "Du bleibst am besten den ganzen Tag hier." Gerade begeistert bin ich nicht von diesem Vorschlag. Ich ruf Pinaki an. "Ich hol dich ab". Mit dem Motorrad, natürlich. Nachdem er mich gestern nach Old Dhaka chauffiert hat, damit ich Bilder machen kann, und ich ihm sogar den Helm abgetreten hatte, föhl ich mich etwas sicherer. Wie sicher sich Pinaki selbst föhlt, bleibt sein Geheimnis.

Die Strassen sind fast menschenleer. Nur wenige Rikschas sind unterwegs. Die Streikaufrufe haben nicht alle erreicht. An den Strassenecken Polizei in Vollmontur. Bangladesischer Art. Bambusstöcke und Gewehre vom Typ der Sundarban-Forest-Guards sind die verbreitetsten Utensilien. Vor dem Büro des Daily Star stehen einige einsame CNGs, über den unteren Frontteil haben sie ein grosses rotes Banner gespannt. Pinaki erklärt mir, was drauf steht: "Presse, bitte nicht schlagen und schiessen," grinst er mich an.

Ich entschliesse mich, den Streiktag ad acta zu legen und keinen weiteren Ausflug mehr zu machen, am heutigen Tag. Oben im Büro setzt sich Pinaki neben mich. Unvermittelt sagt er: "Weisst du, auch wenn ich dir nicht oft schreiben werde, wenn du wieder in der Schweiz bist, ich werde immer an dich denken." Ich bin etwas verlegen. Und weiter: "Aber wenn du etwas für einen Artikel brauchst, kriegst du die Antwort so schnell als möglich." Er hat bereits begonnen, Geld zu sparen, für eine Reise in die Schweiz. "Hast du das Geld von der WoZ auf die Seite getan?" will ich wissen. Pinaki schüttelt den Kopf. "Nein, ich habe gestern meinen Eltern ein Telefon gekauft. Das ist auch wichtig, verstehst du?" Und ob. Seine Eltern leben über eine Flugstunde entfernt. Er sieht sie kaum. Jetzt kann er sie anrufen. Der WoZ sei dank.

Ein Memorial inmitten einer Kloake (14. Dez.)

Heute erinnert sich Bangladesch der Intellektuellen, die zwei Tage vor dem Ende des Unabhängigkeitskrieges 1971 von den Pakistani und ihren Getreuen abgeschlachtet wurden. Wie viel weiss niemand, Hunderte, Tausende? Ärzte, Journalisten, Wissenschaftler, Studenten, Lehrer... Angesichts der Niederlage wollten die Pakistani der neu entstehenden Nation noch möglichst viel Potential entziehen. Mit Erfolg, meinen viele der Kollegen. Bangladesch habe sich bis heute nicht von diesem Aderlass erholt. Pinaki holt mich morgens um sieben ab. Ich spiele Wecker, wie immer, via Telefon. Keine Ahnung, wie Pinaki normalerweise aufsteht. Wir wollen zum Memorial, das sich am Stadtrand befindet. Die Gedenkfeier ist früh angesetzt.

Ich bin todmüde, hab eine miserable Nacht hinter mir. Um 2 Uhr nachts brüllt und knurrt es in meinem Nebenzimmer. Offenbar übt mein neuer Nachbar - er hat den Inder ersetzt - aus Burkina Faso eine Szene für ein neues Theaterstück. Wieso das mitten in der Nacht sein muss, ist mir unerklärlich. Mein Magen knurrt ebenfalls. Die Diät, auf die mich der Koch Rafiq wegen meiner Magenkrämpfe gesetzt hat (Fruchtsalat und Reis oder Toast) ist nicht eben nahrhaft. Aber sie wirkt.

So spielt es auch keine Rolle, dass ich früh auf muss. Nüchtern setz ich mich hinter Pinaki auf sein Motorrad. Auch er sieht schlaftrunken aus. Sein rechter Rückspiegel ist bereits beschädigt. Es ist gut, dass wir vier Augen haben, heute morgen.

Unsere Fahrt geht durch enge schmutzige Gassen, die Strassenbelege gleichen buckligen Wüstenpisten. Wir durchqueren das Viertel, wo die Gerber leben und arbeiten. Am Strassenrand stapeln sich Berge von blutigen Häuten. Der Gestank, eine Mischung aus Säure und Fäule, ist unerträglich. Hinter dem Viertel liegt das Memorial, mitten im das Dhaka umgebende "wetland", einst Heimat aller Art wildlife. Heute starrt

einem eine schwarze stinkende Brühe an. "Alles Leben hier ist tot. Das Wasser ist vergiftet, von der Lederbearbeitung." Nazmuls Lederschuhe, Mondoblu, kommen mir in den Sinn. Nazmul hat einen komparativen Vorteil des eigenen Landes vergessen.

Pinaki schüttelt den Kopf. Niemand im Lande schere sich um den Naturschutz. "In wenigen Jahren wird hier alles aufgefüllt sein, und überbaut." Schon jetzt stehen inmitten der stinkenden Tümpel halbwegs fertig gebaute Hochhäuser. Ich kann mir nicht vorstellen, wer hier leben möchte.

Das Memorial, eine hohe Backsteinwand mit einem Fenster, das Sicht auf die Kloake frei gibt, und einem hohen schwarzen Turm, ist bereits fest im Griff von Demonstranten politischer Parteien, Polizisten, Soldaten, halbnackten Kindern und Slumbewohnern, Familien der Märtyrer, blechernen Stimmen aus Lautsprechern. Irgendwo im Hintergrund, wäre Musik, sanfte.

Beim Anblick der dunklen Gestalten in der Menschenmenge, die ihre Fäuste in die Luft halten und irgendwas skandieren, beschleicht mich ein ungutes Gefühl. Ich bin keine Heldin. "Sie rufen: Wir fürchten den Tod nicht," übersetzt mein Begleiter. Da hab ich eine andere Meinung. Ich bin erst 41. Eigentlich hatte ich eine friedliche Gedenkfeier erwartet. Aber nicht ein Getöse dieser Art. Überall Menschen, die einen irgendwohin drängen. Ich krall mich an Pinakis Pullover fest. Wir gelangen zu den andern Medienleuten, die machen mir etwas Platz. Das Gedränge wird stärker. "Die Oppositionsleiterin Hassina kommt," klärt mich ein Fernsehjournalist auf. Ein Polizist fordert Pinaki unfreundlich auf, Platz für mich zu machen, damit ich was sehen könne. Armer Pinaki!

Hassina kommt. Ihre Partei ist es, die seit Monaten das Parlament boykottiert. Die Menschen drängen sich nach vorne. Nie hab ich Bengalen irgendwo in Ruhe anstehen sehen, geordnet oder mit System. Management by Chaos ist allgegenwärtig. Es hat oft etwas sympathisches. Heute nicht. Hassina, irgendwo zwischen 50 und 60, grauweisses Haar, sieht mein weisses Gesicht, hebt die Hand und lächelt mich an. Sie steht zwei Minuten vor dem Memorial, umgeben von Dutzenden von Leibwächtern, und tritt wieder ab. Der Platz ist wieder in den Händen des Mobs. Wir ziehen uns zurück, mittels einer Notlüge. Die erfahre ich erst auf der Rückfahrt: Pinaki hat einem Journalist einer anderen Zeitung erklärt, dass ich nichts verstehen würde. Und deshalb nicht so lange bleiben wolle. Der Kollege habe ihm versprochen, die Details zu liefern. Pinaki muss die Gedenkfeier für den Daily Star abdecken. Ich zwicke ihn in seinen Speck, an dem ich mich festhalten muss. "That wasn't true!" beklage ich mich. "But smart," erwidert Pinaki. "Denn jetzt haben wir Zeit für ein Frühstück."

Nilu for president (16. Dez.)

Es ist victory day. Eigentlich könnte ich ausschlafen. Doch Joe weckt mich auf. Joe ist sechs Jahre alt, und spricht ein perfektes US Englisch. Offiziell ist er hier in den Ferien, mit seiner Mutter, die offiziell für die Weltbank arbeitet. Inoffiziell glaub ich, die Familie hat irgendwelche Beziehungsprobleme. Jedenfalls geht Joe bereits zur Schule, hier in Dhaka. Sein Vater ist in Massachusetts, am arbeiten. "My mom is feeling sick," verkündet er unter meiner Türe. Wen wundert's, die Frau trägt mindestens 100 kg mit sich rum. Eine Seltenheit, in diesem Lande. Joe hofft, ich hätte Zeit zum spielen. Spielen kann frau jederzeit - auch um sieben Uhr morgens.

Nach abgeschlossener Spielrunde mit Joe beschliesse ich, trotz victory day und tollen Paraden keine abenteuerlichen Demonstrationen mehr aufzusuchen. Irgendeine Stimme in mir sagt mir, ich sollte Nilu besuchen. Nilu ist der bekannteste Dramaturge und Theaterprofessional in Bangladesh. Ich hab ihn an einer Veranstaltung kennen gelernt. Er ist Chef des "centre for Asian Theatre", des einzigen professionellen Theaters im Lande. Und weil heute mein freier Tag ist, der PC im Guesthouse nicht funktioniert, Joe von seiner Mutter, die sich nach ausgiebigem Frühstück gestärkt fühlt, in Beschlag genommen wird, habe ich Zeit.

Nilu freut sich über meinen Anruf. Sein Theater, das sich darauf spezialisiert hat, verschiedene Kulturen zusammen zu bringen, und mehrheitlich experimentell arbeitet - mein nächtlich brüllender Nachbar aus Burkina Faso arbeitet zur Zeit mit seiner Truppe mit den bengalischen Künstlern zusammen - , beschäftigt mittlerweile 45 Angestellte, 22 davon SchauspielerInnen. Alternatives Theater auf höchster Stufe, oft auch im Ausland unterwegs, finde ich in Mirpur, mitten in einem Viertel, das von einem der grössten Slums der Stadt umgeben ist. Ummittelbar an die Bambushütte angrenzend - abgedeckt mit einem Wellblechdach, welche dem Theaterzentrum seit 8 Jahren als Probebühne dient - sind die Mirpur Slums. Ein halbes Dut-

zend Slumkinder sitzen andächtig auf dem Backsteinrand des "Theaters", und beobachten die Proben. "Sie sind immer mäuschenstill," sagt Nilu. Und erzählt von seinem Slumprojekt.

Einmal im Monat geht seine Truppe in einen Slum und führt ein Theaterstück auf. Die Schauspieler informieren die Kinder - bis 3000 kommen jeweils, klettern überall rauf, um etwas mitzukriegen - über Bildung, Umwelt, Gesundheit... vor allem aber über ihre Rechte. "Wir dürfen die nächste Generation nicht verlieren. Unsere Politiker wollen die Armen nicht ausbilden, weil sie als Manipulations-, Abstimmungs- und Mördergrube dienen."

Ich höre dies nicht zum ersten Mal. Die mittellosen Kinder sind eine Zeitbombe, sagen viele. Sie sind die grösste Bevölkerungsgruppe des Landes. Doch die Politiker sind an den Slums interessiert: In den Slums ziehen sie die Kriminellen heran, die sie für ihre dreckigen Geschäfte benötigen, kaufen sich die nötigen Stimmen bei Wahlen ein - eine Stimme für 1000 Taka, alle 5 Jahre - , und organisieren ihren Drogen und Menschenhandel von hier aus.

Nilu weiss aus Erfahrung: sechs Monate Theaterarbeit in einem Slum, und die Welt darin ist eine andere. "Wir sagen den Menschen, was mit ihnen gemacht wird. Sie müssen sich dessen bewusst werden." Nilu und seine Schauspieler unterrichten nicht auf konventionelle Art. Sie verändern das Bewusstsein der Kinder durch Spiel und Theater. "Die Theatersprache versteht jeder und jede. Es ist eine universelle Sprache." Nilu fehlen die Mittel, Zeit und das Personal, um seine Arbeit in grossem Stil aufzuziehen.

Nilu ist einer der wenigen, die sich getrauen, offen Kritik zu üben. Auch an den NGOs. Die grossen NGOs sind in den letzten 30 Jahren unermesslich reich geworden. "Die Geberländer machen den Fehler, dass sie kaum je ins Feld gehen, und kontrollieren, was mit ihrem Geld geschieht." 80% des Geldes, welches via Regierung verteilt wird, verschwindet in den Taschen der Politiker und der NGO-Eliten, vor allem der "governmental NGOs". Das sagt nicht nur Nilu, sondern auch viele andere Kritiker, die ich in den letzten Wochen getroffen habe. "Schau dir die Villen der NGO Führer an. War euer Geld dafür bestimmt?" In der Tat leben die Führer vieler NGOs in den Nobelvierteln Gulshan und Banani next door zu den korrupten politischen Eliten. Ihre Paläste stehen den anderen in der Umgebung in Prunk in nichts nach.

Nilu und seine Arbeit überzeugen mich. Ich weiss nicht, wie in der Schweiz Entwicklungsgelder verteilt werden. Nach knapp zwei Monaten Bangladesh weiss ich aber, wohin ich einen Teil der Ressourcen in Bangladesh lenken würde. Zu Nilu und seinen Slumprojekten, und zur "woman chamber of commerce&industry." Diese beiden "Entwicklungsprojekte", oder besser die Menschen, die darin arbeiten, haben mich von den vielen Initiativen, die ich gesehen und besucht habe, am meisten überzeugt. Weil sie nicht Biskuits füttern und Geld schoppen. Sondern Ausbildung und Arbeitsplätze schaffen. Ohne sich selbst zu bereichern.

Es regnet (17. Dez.)

Der Start in den Tag ist mies. Eine Eidechse, mindestens 15cm lang, grinst mich vom Rand der Badewanne an. Ich habe nichts gegen Tiere. Aber Bett und Bad teil ich nicht gerne. Zudem können einen die Eidechsen gewaltig erschrecken - sie kommen lautlos und blitzschnell, oft werfen ihre Körper nur riesige Schatten an die Wand, im Licht der abendlichen Leselampe. Das Gefühl, nicht alleine im Zimmer zu sein, ertrag ich nicht immer gleich gut. Rafiz hat mich am Tag zuvor ausgelacht, als ich ihm das Monster in meinem Zimmer gezeigt habe. "Die tut dir nichts." Das wusste ich auch, und trotzdem hatte ich gehofft, er würde sie entfernen.

Die Eidechse schaut mich an, beschliesst, das Territorium frei zu geben. Sie hätte geradeso gut dort bleiben können. Irgendein Nachbar zapft mein warmes Wasser ab. Mit (warm) duschen ist nichts. Am Frühstückstisch ist es zappenduster, weil der Strom ausgefallen ist, und als ich im Büro ankomme, ist der Server noch im Winterschlaf. Gestern war Victory day, niemand hat gearbeitet, und der Start ins 33. Jahr der Unabhängigkeit scheint beschwerlich vor sich zu gehen.

Ich hol Pinaki telefonisch ebenfalls aus dem Tiefschlaf ins Hier und Jetzt zurück. Wir wollen gemeinsam zu den "Railpeople", einige Interviews machen, für einen späteren Artikel. Nach getaner Arbeit - ich bin all meine Schweizerchokolade losgeworden - packt mich Pinaki auf sein Motorrad. Er will einkaufen gehen. Es hat zu regnen begonnen, was in der dry season fast nie vorkommt. "Ich hasse Regen," brummt mein Pilot und braust los. Die erste Vollbremsung folgt innert Minutenfrist. Ich erzähl Pinaki etwas von verzögertem Bremsweg auf nasser Fahrbahn. Ob er schon eine Lizenz habe, will ich wissen. "Wozu," kommt es lapidar zurück. Ja. Wozu eigentlich. Verrückt, wie sehr wir in unserem Denken verstrickt sind.

Wir wollen einige Geschenke einkaufen, für "meine" Weihnachten. Ich suche Hemden aus, und Taschen. Pinaki fragt, welche für mich sei. Er will die Tasche plus eine CD mit Bangla-songs, die wir uns oft angehört haben, für mich bezahlen. Ich protestiere: "Dein Gehalt ist dafür zu klein." Er grinst: "I'm not ultra-poor, just poor..."

Zurück im Büro, schnapp ich mir den Mirzur. Ich will mit ihm rüber in den Bazaar, einkaufen, für ihn. Mirzur ist 11 Jahre alt, und arbeitet in der Kantine des Daily Star als Küchenbursche. Seine Eltern wohnen im Mirpur Slum. Er sieht sie praktisch nie. Sie sind zu viert, in der Kantine, Mirzur ist der Jüngste. Ich hab keine Pläne, was ich ihm kaufen will. Wir laufen ziellos im Dreck rum. Der Regen hat den Boden aufgeweicht, es ist glitschig, den Rikschas ausweichen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, ist ein Kunststück. Da ich schon vom Ausflug zu den "railpeople" völlig verdreckt bin, spielt es keine Rolle mehr. Mirzur spricht kein Wort Englisch, ich kein Wort Bangla. Und wir wissen beide nicht, was wir suchen.

Bei einem Kleiderstand bleibt Mirzur stehen. Ich weiss sofort, was er gesehen hat. Einen Adidas Trainer. Die Anprobe bringt an den Tag, dass er zu klein ist. Ich versuch den zwei Händlern hinter den Bergen von Pullovern und Hosen zu erklären, dass ich eine Nummer grösser wolle. Haben sie nicht. Sie versuchen uns tausend andere Dinge anzudrehen. Mirzur und ich schauen uns an, schütteln tausendmal unsere Köpfe. Dann produziert einer der Händler eine grüne Trainerhose hervor, mit gelben Streifen. Brasilianische Farben. Und ein schönes blaues Hemd, das dazu passt. Mittlerweile sind wir von rund 30 Männern umringt, die hinter uns stehen und Ratschläge geben. Auf Bangla. Mirzur ist schnell entschlossen. Und beginnt zu feilschen. Ich staune nicht schlecht. Ohne ihn hätte ich das Doppelte bezahlt.

Die Rückkehr zum Daily Star wird schwieriger als wir gedacht haben. Einer der Männer, unrasiert, an die 30 Jahre alt, die hinter uns lauern, will, dass ich ihm auch was kaufe. Ich sage "nai." Er zupft mich am Hemd. Eine Zigarette wenigstens, deutet er an, packt Mirzur beim Arm und schleppt ihn ziemlich grob zu einem Zigarettenverkäufer. "Cigarettes," sagt er barsch. Und fasst Mirzurs Arm nach. Grad wie wenn er ihn als Pfand eintauschen möchte. Ich schau mich etwas hilflos um. Doch die "Heldenschar" um uns herum hat sich buchstäblich verflüchtigt. Die dritte Aufforderung, die immer unfreundlicher daher kommt, wird mir zuviel. Ich stosse ihn weg, reisse Mirzur los und sage laut "No, stop it." Er stolpert rückwärts, sichtlich überrascht von meiner Heftigkeit. Und lässt ab. Ich nehm' Mirzur bei der Hand und wir steuern Richtung Daily Star. 999 Männer von 1000 in diesem Lande sind die Freundlichkeit in Person. Auf die Ausnahmen könnte ich verzichten.

Vor dem Daily Star stehen Schuhverkäufer. Die Nacht ist bereits über Dhaka herein gefallen. Mirzur schaut mich an, dann die Schuhe auf dem Teppich vor uns. Ein Blick auf seine Füsse macht alles klar. Seine dreckigen Schlarpen, in die seine nicht minder schmutzigen Füsse eingepackt sind, fallen auseinander. Die Händler beraten Mirzur, er findet ein braunes Paar, seine Grösse. Doch der Preis, 250 Taka, passen Mirzur nicht. Ich bezahl letztlich 200. Viel zu viel, wie ich später übersetzt bekomme. Mirzur hätte höchstens 100 bezahlt. Aber ich sei zu schnell gewesen, mit der Bezahlung, beschwert er sich bei Pinaki. Dieser findet, die 500 Taka für Hose, Hemd und Schuhe seien ok. Das sind rund 11 Franken. Ob ich nur 9 hätte bezahlen sollen?

Zu zweit im Bett, für 30 Rappen (18. Dez.)

Einmal mehr begleitet mich Akhbar nachhause, nachts. Er arbeitet Teilzeit beim Daily Star, für 100 Franken im Monat, liegt in den Endzügen des Studiums. Eigentlich wohnt er in der entgegengesetzten Richtung, in Mirpur. Als ich Sharier kürzlich sagte, Akhbar würde mit mir das Fahrzeug teilen, schaute er mich verwirrt an: "Der wohnt doch nicht in Dhanmondi." Keine Ahnung, erwiderte ich, "vielleicht hat er eine Freundin da..."

Er hat keine Freundin. Akhbar will mit mir plaudern. Und ich geniesse es. Er möchte dereinst für eine internationale Organisation arbeiten. Heute überladen wir unser CNG, weil wir noch zwei Studis im Campus abladen müssen. Es ist gemütlich, zu viert durch das dunkle Unigelände zu schaukeln. Wie überall nachts in der Stadt spenden fast nur Kerzen, Öllampen und, weil es Winter ist, auch viele Feuer, Licht. Die drei Männer erzählen alle durcheinander, was wo ist und wer wo und wie wohnt. 10000 Studenten fassen die 16 Studentenheime. Getrennt für Frauen und Männer. "Wirklich sicher ist es hier nicht, doch wir haben keine andere Wahl," meint der eine. Es gebe Leadertypen, die würden die Studenten belästigen. Der andere: "Es kostet aber auch nichts." 15 Taka, 30 Rappen, bezahlen sie im Monat, die Betten teilen sie sich zu zweit. "Manchmal auch zu dritt." Für die Mädchen gibt es eigene dormitories, doch nicht genug. Viele

Mädchen, die von auswärts kommen, können ihre Studien nicht aufnehmen, weil sie keine Unterkunft finden. Es bleibt ihnen nicht anderes übrig, als aufs Land zurück zu kehren. Und zu heiraten.

Auf dem Weg zu meinem Guesthouse erklärt mir Akhbar einmal mehr, wie das mit der Weltbank sei. Die Spuren der Weltbank sind in Bangladesch überall zu sehen. Vor allem negativer Art. Ich habe in all meinen Gesprächen kaum je etwas positives über die Weltbank gehört. Ob ich die falschen Menschen getroffen habe? Ein "Projekt" der Weltbank, "das urban improvement project" begleitet einem in Dhaka auf Schritt und Tritt. 1200 crore Taka - ein crore ist 10 Millionen Taka, oder 250'000 Franken - hat die Weltbank hinein gebuttert. "Darauf bezahlen wir Zinsen," rechnet Akhbar vor. Die Stadt hätte damit verschönert, sicherer gemacht werden sollen. Unter anderem im Verkehr. "Fertig geworden ist quasi nichts," erzählt Akhbar. Doch das Geld ist weg. Betonpfeiler und Betontreppen, die ins nichts hinausragen, hätten Fussgängerübergänge geben sollen. Falsch gebaute "Streetdivider" werden bereits wieder auseinander geschlagen. Lack of management, auf höchster Stufe. Doch irgendwer hat bestimmt daran verdient.

Vor fünf Jahren verdienten die reichsten 5% der Bengalen 18mal mehr als die Ärmsten. Heute verdienen die Reichen bereits 30 mal mehr. Nirgendwo auf der Welt hat sich der Graben zwischen Reich und Arm so schnell vertieft wie in Bangladesch. Wo sind die Milliarden, die seit der Unabhängigkeit ins Land geflossen sind, hab ich die Menschen immer wieder gefragt. Und immer die gleiche Antwort erhalten. "Schau dir die Villen in Banani und Gulshan an." "The future looks dark, hatte Nilu anderntags gesagt. Und: Die jüngste Generation darf nicht verloren gehen.

Ein trauriger Haufen (Weihnachten)

Flug EK 89 Dhaka Dubai. Unter den rund 400 Passagieren befinden sich zehn Frauen. Ich fühle mich wohl. Die dunkelhäutigen Gesichter sind mir vertraut. Das flaue Gefühl, das sich beim Hinflug noch in meiner Magengrube breit gemacht hatte, ist verschwunden. Nun macht sich Heimweh an der selben Körperstelle breit. Der Abschied von der Redaktion des Daily Star war schwierig gewesen. Die rund 30 Männer und eine Frau - die Kulturredaktorin Faizah - haben mich angeblickt wie eine Saison Monsunwetter. Ich muss mich zusammen nehmen, war schon immer eine Heulsuse, wie meine Mutter zu sagen pflegte. Die verschiedenen Abschiedsparties machen den Abschied nicht einfacher, aber meinen (neu gekauften) Koffer um Kilos schwerer. Trotzdem tut es gut, mit den Redaktionskollegen in Gedanken nochmals durch die Abenteuer zu streifen. Mit dem Chef einigte ich mich darauf, dass ich auch in Zukunft für den Daily Star schreiben könnte. Von Zürich aus, Hintergrund. Ob ich die Zeit dazu finden werde? Viele Geschichten hab ich nicht geschrieben, viele Geschichten hab ich begonnen, im Kopf, auf dem PC.

Bangladesch ist wunderbar, die Geschichten liegen auf der Strasse. Ich wünschte ich könnte bleiben. Doch Monjuree, die für mich am Vortag den neuen Koffer auf dem New Market von 11000 Taka auf 10000 Taka runter verhandelt hat, holt mich ab, bringt mich zum Flughafen. Heute brauche ich sie nicht mehr zu fragen, wie viel Taka ich den Trägern geben muss. In ihren Augen gebe ich immer noch zuviel.

Nicht nur meine Zeit im Lande ist abgelaufen, auch die ihre. Während meines Aufenthaltes in Dhaka hat sich das Ziel der jungen Bengalin konkretisiert. Sie wird heiraten, Ende Dezember, und im nächsten Jahr ihrem Mann in die USA folgen. Einem Mann, den sie übers Internet kennen gelernt, und nur einmal gesehen hat. Das Konzept von "Liebe" und "Ehe" unterscheidet sich von dem, was wir darunter verstehen. Mit welchem Konzept werden die Menschen wohl zufriedener? Die Heirat sei freiwillig, gibt sie lachend zur Antwort, als ich die Probe aufs Exempel mache.

Am Flughafen in Dhaka das übliche Chaos. Ins Flughafengebäude dürfen nur Passagiere, Monjuree kann mir nicht mehr helfen. Das Anstehen in den Menschentrauben wird zur Qual, weil nicht alle verstehen, wie man ansteht. In mir kämpfen Abschiedswehmut und Ärger über die allgegenwärtige Disziplin- und Systemlosigkeit gegeneinander. Irgendwie ist frau in diesem Lande immer entzwei gerissen. Bangladesch, das Land der extremen Gegensätze. Angehäuft mit wunderbaren Menschen.

Nachtrag (Ende Dezember)

Heute habe ich zwei Mails gekriegt. Von den beiden Business-Journis, Monjur und Shamam. Obwohl ich mittlerweile 12 Flugstunden entfernt weile, haben sie mich nicht vergessen. Sie wollen, dass ich weiss, dass meine Schuhgeschichte in der Sonntagsausgabe des Daily Star war. Mit einem von mir gemachten Bild. Ich füge hier das Mail von Monjur mit Link an, unter dem die Geschichte zu finden ist. Nicht etwa um

gross anzugeben, nein. Sondern um all jene Zweifler davon zu überzeugen, dass ich nicht nur Tagebuch fürs MAZ geschrieben habe.

Dear Charlotte

Go to www.thedailystar.net and then go archive and December 27. Go business and see your story. Also, I am sending an internet version of your story. Hope you will see it. I think you will be happy to see your story on the internet despite leaving Dhaka. Have a nice time with your family members. Best wishes for them and you also. I like to see you again -----no matter it is in Dhaka or Switzerland. Much respect and love for you. I will be waiting for your reply. Monjur, Dhaka